

Nebrer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. A.

Nr. 79.

Nebra, Sonnabend, 30. September 1916.

29. Jahrgang.

U-Bremen in Amerika.

Nach einer Auswertung ist ein neues deutsches U-Boots-Netz in Amerika angekommen: „U-Bremen“ hat den Weg über den Ozean glücklich zurückgelegt. Das Schwertschiff der „U-Deutschland“ hat nach gelährter Fahrt unter Kapitän Schwartkopf seine Wohnung nach dem neuen Gebiete gesucht. Die Freunde des deutschen Volkes und seine Dankbarkeit gegenüber dem tüchtigen Kapitän und seiner Mannschaft sind nicht schwächer als die gleichen Empfindungen, die wie alle segen, als die erste Stunde vom Erlaß der „Deutschland“ zu uns kam und als wir diese „Deutschland“ wieder im heimischen Hafen begrüßten. Schon als die Welt mit der ersten Nachricht von der Schöpfung des Direktors Schmitt überhäuft wurde, wurde auch bekannt, daß bereits ein Schwesterboot der „Deutschland“ reisebereit sei. Aber die Unternehmungen der „Bremen“ herrschte dann lange Ungeheuerheit; angeblich sollte sie nach Rio de Janeiro unterwegs sein. Vor vier Wochen als die „Deutschland“ in Bremen bekehrte, hat Direktor Schmitt einen Berichterstatter erklärt, daß die „Bremen“ tatsächlich unterwegs sei.

Nun hat sie keine Fahrt vollendet. Sicher haben die feindlichen Kriegsfahrzeuge nichts unversucht gelassen, um sich der kostbaren Beute zu bemächtigen. Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß die „Gallier“ 52 norwegische Dampfer gekapert hätten, um sie für die Zwecke des englischen Seebundes zu verwenden. Es kam wohl keinem Zweifel unterliegen, daß diese 52 Norweger den Auftrag erhalten haben, nach deutschen U-Booten auszuweichen, und ebenbürtig zu sein. In dem Augenblicke, als die „Deutschland“ in Amerika angekommen ist, hat sich die „Bremen“ in England befinden, ihre Aufgabe bereit zu werden. Aber alle Anstrengungen der Engländer und ihrer Genossen blieben vergeblich. Die sieghafte Kraft des deutschen Geistes hat es erreicht, daß 40 Tausend unter der Meeresoberfläche nicht mehr wie ebden für alles menschliche Wesen der Erde des Grades liegt, sondern daß in der Tiefe der Welt zur Freiheit des Meeres gefunden werden kann, den das überseebrückige England auf der Meeresoberfläche verberbt.

Auch diesmal ist deutsche Seemannschäftigkeit zu unserer Freude aller gegenwärtigen Anstöße hervorgegangen, und die logische englische „Blade“ ist zum Besatz der deutschen amerikanischen Handelsbesuchungen zum dritten Male durchbrochen worden. Als Meeresliebe hatte sich die „Bremen“, wie leicht erklärlich, einen anderen Platz ausgesucht als ihre Vorgängerin. Denn London ist Staats Connecticut, wo das Schiff landete, ist eine kleinere, etwa 3000 Einwohner zählende Suburbia bei dem Auszug der „Bremen“ zum Besatz der „Deutschland“ gegenüber der „Blade“ des „New York“ an deren westlichem Ende das von New York nur durch den Golf ihrer getrennte Brooklyn liegt. Denn an der Spitze der „Blade“ steht Montauk Point, von wo jetzt die erste Nachricht über das glückliche Eintreffen der „Bremen“ gekommen ist. Von dort hat sie in einer Fahrt von etwa 25 englischen Meilen quer über den Auszug des Bundes New London zu erreichen, das über einen vorzüglichen sieben Meter tiefen Hafen verfügt.

Unsere Feinde haben sich wohl nicht alle Mühe gegeben, den Triumph zu verhindern und zu verhindern, den Deutschland durch den Plan der Handels-U-Boote und durch ihre tüchtigen Kapitäne errungen hat, aber total mußten sie doch eingestehen, daß von einer englischen „Blade“ nicht mehr die Rede sein kann, wenn Deutschland in der Lage ist, eine regelmäßige Verbindung durch Tauchboote mit Amerika zu unterhalten. In diesem Sinne äußerte sich beispielsweise der Berliner „Tagesspiegel“ und er erklärte an, daß die Fahrt der „Deutschland“ in der Tat den Weg gewiesen habe, auf dem man in Zukunft einer „Blade“ durch Überwasserfahrten entgegen könne. Wenn es noch nach den Fahrten der „Deutschland“ eines Beweises bedürft hätte, daß dieser Weg endgültig gefunden ist, die Fahrt der „Bremen“ hat jetzt diesen Beweis erbracht. Deutsche Kraft, deutsche Gründlichkeit hat den eigenen Anteil an der England unter Wahrung aller Selbstverteidigung mit uns geteilt hat. Die regelmäßige Handelsverbindung Deutschlands mit Amerika ist hergestellt. Die englische „Blade“ ist als U-Boot erwiesen, wie sie längst schon als völlerwertig erwiesen ist. Wir dürfen überzeugt sein, daß die „Bremen“ nicht den amerikanischen Behörden und der Bevölkerung dort eine nicht minder gastfreundliche

Aufnahme findet, als sie der „Deutschland“ zuteil geworden ist, ganz in dem Geiste des gemeinamen handelspolitischen Interesses, das zu beiden Parteien den Anlaß gegeben und dem auch der amerikanische Botschafter Gerard zur Zeit der Heimkehr der „Deutschland“ Ausdruck verliehen hat.

Verchiedene Kriegsnachrichten.

Der aufgeschobene Winterfeldzug.

Die französischen Zeitungen legen eine verächtliche Gespinnstigkeit über die militärische Lage der Front. Der Petersburger Korrespondent des „Rug“ teilt in seinem Blatte mit, daß an die nächsten Wochen wegen des frühen Eintritts des Winters kaum mehr zu denken ist und daß es daher auch auf dem übrigen Teile der Front zum Stillstand kommen werde. General Druillon begnügt sich jetzt damit, die für den Sieg notwendigen strategischen Vorbedingungen geschaffen zu haben. Das ist eine Garantie dafür, daß der endgültige Sieg im nächsten Jahre sicher errungen werde. In Bezug auf die Westfront hält die „Humanität“ es für nötig, ihre Leser darauf aufmerksam zu machen, daß die großen Anstrengungen der französischen und englischen Armeen an der Somme einen der stärksten Munitionsvorräte verbraucht, der erst jetzt wieder mühe, und daß auch sonst für die weiteren Operationen notwendigen Ausgestaltungen vorbereitet werden müssen. — Der Gedanke an einen neuen Winterfeldzug erfüllt in Frankreich die Gemüter mit großer Sorge.

Neue Maßregeln gegen Luftschiffahrt.

Nach Londoner Nachrichten schweizerische Blätter sollen infolge der letzten schweren Luftangriffe die Schutzmaßnahmen gegen die deutschen Luftschiffe an der englischen Küste noch verschärft werden. Von 9 Uhr abends ab werden Städte, Ortschaften und Anlagen in 1000 Fuß verunfallt. Eine Vernehmung der Piloten erfolgt nach demselben als notwendig erwiesen. Die bisher an den verschiedenen Küstenorten befindlichen Fliegerkaserne werden durch eine Anzahl weiterer Flieger- und zwar durch Beobachtungsflieger und Bombardier verstärkt. Londoner Zeitungen deuten ferner an, daß nach eingehender Beratung der neuen englischen Luftschiffe solche in großer Zahl hergestellt und sich als länderige Patrouillenflieger in ostenglischen Hafenplätzen aufhalten sollen.

Wettereiner rumänischer Soldaten.

In der Nähe einer Stadt an der Donau verübten kriegsunzulässige rumänische Soldaten ein rauchiges Attentat. Ein dortiger Offizier, der über Kronstadt zur transylvanischen Front sollte, wurde durch eine Dynamitbombe in die Luft gesprengt. Von 400 reisenden Offizieren sind nur sieben gänzlich unverletzt geblieben, da der Zug, während der vordere Wagen von dem Explosivstoff zerrissen wurde, völlig in die Höhe gehoben und im Bogen den Abhang zum hinuntergeschleudert wurde. Die gelegte Bombe ist rumänischer Herabkunft. Das zweite Militärregiment, das in Jassy steht, ist stark beschuldigt. — Die Stimmung dieser Truppen wird als besonders aufgeregter geschildert, so daß man nicht einmal gewagt hat, sie unmittelbar an die Front zu überführen. Das Verhältnis zwischen den Offizieren und den Soldaten, welches in der ganzen rumänischen Armee jetzt äußerst unangenehm ist, soll hier zu schweren Unruhenveranlassungen steigern. Die rumänische Veresverwaltung entsandte aus der Hauptstadt eine besondere Untersuchungskommission, welche zunächst sechs Leute, darunter zwei Offiziere, herausgriff und strenglich erziehen ließ. Seitdem verweigert das ganze Regiment den dienstlichen Gehorsam.

General Pan Oberbefehlshaber in der Dobruđa.

Der französische General Pan hat über die russisch-rumänischen Truppen in der Dobruđa das Oberkommando übernommen. Die Ernennung des Generals zum Oberkommandanten ist erst im russischen Hauptquartier bestätigt worden, nachdem Verhandlungen zwischen dem Großfürsten Mikhael und dem rumänischen König schiefgefallen hatten, daß das Vordringen der deutsch-österreichischen Truppen schwere Folgen nach sich ziehen könnte.

Sarrails Ohnmacht.

General Sarrail scheint den Oberbefehl in Macedonien nun doch behalten zu sollen. Die Pariser Presse aber weiß seine Mißerfolge zu erklären. Den überraschenden Erwartungen, die man in Paris an die Offenüberläufer Sarrails knüpfte, tritt eine offenkundig vom Oberkommando der französisch-englischen Armee ausgehende Parzellierung entgegen, in der die unerwarteten Schwierigkeiten, die den Vorrück der verbundenen Italiener, Serben, Engländer und Franzosen hemmen, angefaßt werden, sowie auch, daß die nach bewährten deutschen Methoden operierenden starken bulgarischen Streitkräfte ihre von Natur aus begünstigten, vorzüglich ausgebildeten Einheiten auf hartnäckige verteidigen. Es wurde daher ein Irrtum, die dortigen Operationen mit denen auf der Westfront zu vergleichen.



Oberleutnant Albin Mäler.

Oberleutnant Mäler, der bereits während der Schlacht an der Somme durch die Generalmajor Galtzoff als Held anerkannt wurde, hat sich während der Eroberung der Monte Cimone durch die Sprengung des Monte Cimone eine schwere Verwundung erlitten, die aber nach seiner Wiederherstellung zur Front zurück, wo er von neuem durch eine Handgelenkverwundung wurde. Trotzdem lebte und betrieb er persönlich die Vorbereitungen zur Eroberung, die dann auch erfolgreich durchgeführt wurde. Die Wundheilung war so schnell, daß der ganze Bergspitze in die Luft flog und die Bergflanke unter sich verschüttete.

Vom hinterlistigen Italien.

Der Treubruch schon 1909 geplant.

Der dem italienischen Ministerium des Äußeren nahestehende Abgeordnete de Marinis veröffentlicht in der Zeitung „Roma“ Enthüllungen über die Vorgehensweise des Weltkrieges. Daran geht hervor, daß Italien schon 1909 bereit war, an Österreich-Ungarn den Krieg zu erklären.

Der Mailänder „Corriere della Sera“ bemerkt dazu: Es war zur Zeit der Gineproverteilung von Bosnien durch Österreich-Ungarn, und gleichzeitig der Fall nicht so schwer, lag wie später beim Ultimatum Österreich-Ungarn an Serbien, mußte der damalige Minister des Äußeren schwere Vorwürfe über sich ergehen lassen, weil er die Gineproverteilung gebildet hatte. Es sei daher sehr interessant, von de Marinis jetzt zu erfahren, daß Italien bei seiner Zusage, mit Serbien in Desio dieses einzuhalten habe. „Ihr wollt den Krieg!“ Nun gut, sei es! Italien ist bereit, mit äußerster Kraftanstrengung seine Pflicht zu tun. Wir werden im Verein mit Ausland Österreich den Krieg erklären.

Es ist jedoch, führt „Corriere della Sera“ fort, nicht bereit, das Los von uns den Krieg mit Japan herangekommen war, während gleichzeitig Deutschland deutsch zu verhalten gab, daß es an der Seite Österreich-Ungarn in den Kampf eingetreten wäre. Aber dieses mahnten Frankreich und England zur Nachbarmacht, und Russland gab nach. Immerhin befreundete der russische Minister des Äußeren in Desio die Sprache und die Absichten des italienischen Ministers als Ausdruck der nationalen Gesinnung und reiste nach Petersburg mit einem Degen voll Glauben an die Zukunft und mit einer hohen Meinung von Italien.

Insertionspreis
für die einseitige Zeilenlänge oder deren Raum 15 Pf., bei Privat-Anzeigen 10 Pf. Reklamen pro Seite 25 Pf.
Zinserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Rumänische Greuelthaten.

Die beim Ende der dritten bulgarischen Armee befindlichen Kriegserkrankten melden, daß man, je weiter man in der Richtung Dobruđa vorrückte, immer mehr von Schanden erlitt und über die von den rumänischen Armeen in diesem schönen Lande begangenen Grausamkeiten und Löteten. Bei jedem Schritte sieht man die Spuren unzähliger Missetaten. Ganze Ortschaften wurden den Flammen preisgegeben, nachdem die Brandstifter aus getrunnen alle Lebensmittel aufgenommeten hatten; und alles Vieh zusammengetrieben hatten; Lebensmittel und Tiere wurden dann von den Abstellern in das Innere Rumäniens geschafft. Menschen wurden getötet oder als Gefallen verschleppt, viele gezwungen, der rumänischen Armee auf ihren überfüllten Mühsüde Dienste zu leisten. Frauen und Mädchen, ob klein oder groß, wurden erbarmslos hingerichtet. Es gibt nicht eine Wohnstätte, die nicht mehrere Gefallene hätte stellen müssen. Man kennt die Namen von 57 Bürgern von Dobruđa, die erbarmslos im Gefängnis, im Waldhau oder in der Kiste hingerichtet wurden in dem Lande, wo sie die Anstalten anstalten, die Stadt zu räumen.

Abermals wurden 83 Malakeln, darunter ehemalige Abgeordnete der Dobruđa, Pfaffen, Parteimitglieder, Beamte, Vertreter der bulgarischen Nationalbank, Hofbeamte, Lehrer und Beamte als Gefallen, man weiß nicht, wieviel, verschleppt, und letzter ist keine Nachricht über ihr Schicksal eingetroffen. Eine andere Gruppe von Bürgern, darunter Ärzte, Buchhändler, Bankiers, Lehrer, Geschäftsleute, Metzgermeister und Landwirte, die gezwungen wurden, die Transporte der im Innern Rumäniens transportierten Lebensmittel und Schiffschiffere zu geleiten, waren bereits am 25. August ausgehoben worden. Bis jetzt konnte festgestellt werden, daß 922 Bürger dieses Schicksal betroffen hat. Jede Nachricht über ihren Verbleib fehlt.

Geflohen haben die in der Umgebung von Dobruđa verbliebenen großen Dimensionen angekommen. In einer einzigen Ortschaft, nämlich Malakeln, wurden 30 Personen getötet, 7 verbrannt, 91 verschleppt. Aus der Ortschaft Fehelara sind 48 Familien, bestehend aus Männern, Frauen und Kindern, und 137 arbeitsfähige Männer verschleppt worden. Nach einer in aller Eile aufgestellten Liste wurden aus 9 Gemeinden dieser Gegend 2130 Personen verbrannt, 43 getötet und 10 verbrannt. Diese Zahlen werden aber wohl eine Verdoppelung erfahren.

Folgende wahre Begebenheiten geschehen, sind ein Bild zu machen von der Art und Weise, in der die Bevölkerung ausgerottet wurde. In der Ortschaft Kalkulaj wurde der Großgrundbesitzer Tomu Wajloff in Stücke geschnitten und seine Hände, Füße und der Schädel wurden in die Flammen geworfen, die sein von dem rumänischen Soldaten in Brand gebranntes Bestium verzehrten. In der Ortschaft Opandja wurde ein 10 Jahre altes Mädchen an Händen und Füßen verbrannt.

Die in den Gegenden von Silistria und Zaitanen begangenen schauerlichen Verbrechen stehen selbstverständlich in nicht den in und bei Dobruđa begangenen nach und die rumänischen russischen und jüdischen Herden, die sich weiter nördlich eine neuerliche Niederlage gönnen, fahren fort, die wehrlose Bevölkerung zu plündern und zu verwegeltigen. Legitim wurde in den Epitaphen festgestellt, daß 10% von Verbündungen von Dumm-Dummgehirnen herrühren.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Bundesrat hat dem Entwurf eines Gesetzes, betr. Änderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Beschleunigung für Gerichtsverfahren und der Beschleunigung für Gerichtsverfahren die Zustimmung erteilt.

* Am Kriegsausschuss wird bestimmt, daß bei Einführung der Abgabe die 5%igen Schuldverschreibungen, Schuldbuchforderungen und Schatzanweisungen der Kriegs-

er mitten bei dieser Arbeit von den Schulheuten überredet. Gegen das Urteil des Wohlvergnügens legte der Staatsanwalt Beweinung ein, weil die Strafe für viel zu niedrig erachtet. Der Angeklagte ludte sich damit auf, einleitend zu sagen, er bedauere habe, aber zu vernünftigen Maß auch noch eine entsprechende Menge von Samen anzusetzen, die er gleichfalls bezogen hatte. Darin sei er von der Hofleit geführt worden. Der Gerichtshof sprach für eine freie Strafe und verurteilte den Angeklagten zu 1000 Mark Geldstrafe, da gerade den Mischpflanzungen in jedem Falle mit empfindlichen Strafen entgegenzutreten werden müsse.

Witz. Das Schachspiel prapariert den Astar Walter Durchschlug wegen Unterlassung von 6000 Mark Mientengeldern zu 14 Monaten Gefängnis und sprach ihm auf die Dauer von 3 Jahren die Fähigkeit, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Durchhardt war Astar in dem bezüglichen Drei Ständertrotz.

Brandgeschosse.

Abwehr gegen Luftangriffe. Die „brennende Lanze“ — Der „brennende Pfeil“ — Der „reisende Wolf“.

Die Herstellung von Brandgeschossen ist so alt wie die leuchtende Luftschiffahrt selbst. Schon nach den ersten gelungenen Flügen unserer Luftschiffe hat besonders Frankreich die größten Anstrengungen gemacht, ein geeignetes Geschoss zur Abwehr der leuchtenden Luftschiffe zu erfinden. Die Erfindung wurde gelangt, daß geeignete Geschosse zur Bekämpfung der Luftschiffe nicht ausstrahlen oder nur sehr unzulängliche Dienste leisten.

Da zu dem Auftrieb der Luftschiffe flamm-, halbfaltrare und unflamraren Systemen gleichmäßig das feuerempfindliche Gas gehört, so richteten sich alle derartigen Erfindungen in erster Reihe gegen den Gasballast, da durch Zerstörung der Gasfüllung die Luftschiffe aus der Luft verschwinden am schnellsten herbeigeführt werden mußte. Schon vor Ausbruch des Krieges gab es in Frankreich eine beträchtliche Anzahl derartiger Erfindungen, die auf den verschiedensten Wegen auf dasselbe Ziel losstürzten. Um den Charakter der Geschosse zu bezeichnen, haben ihre Erfinder die folgenden Namen für die Geschosse gewählt. Wie wir unter die in erster Reihe die „brennende Lanze“ und den „brennenden Pfeil“. Jedes sind Erfindungen des französischen Ingenieurs Babin und betreffen, nach Durchbohrung der Luftschiffhülle die Gasfüllung in Brand zu legen. Zu diesem Zwecke sind beide Geschosse mit Alkoholen versehen, welche sich in der Hülle festhalten und die Flamme dadurch gleichmäßig leiten. Die „brennende Lanze“ und der „brennende Pfeil“ werden beide aus besonderen Gefäßteilen abgeleitet und entzündet sich in bestimmten Augenblicken, in dem sie in den Schutzbereich der Luft gelangt. Die Treffsicherheit dieser Geschosse, die schon in Friedenszeiten mehrfach ausprobiert wurden, soll nicht übermäßig hoch gewesen sein.

Eine andere Art der Brandgeschosse ist eine Granate die den Namen der „reisende Wolf“ führt. Der Erfinder nannte sein Geschoss aus dem Grunde so, um anzudeuten, daß das Geschoss geräuschlos unter die Luftschiffe fährt, wie der Wolf unter die Schafherde. Der Wert des Geschosses besteht darin, daß es in der Luft verbleibt und sich in eine große Anzahl von einzelnen kleinen Brandgeschossen teilt, die alle die Fähigkeit haben, den Gasballast der Luftschiffe zu entzünden und die Luftschiffe dadurch zur Explosion zu bringen. Ein Vorteil dieser Geschosse besteht darin, daß sie beim Verfehlen des Gefäßes nach entwickeln und dadurch ihren Weg am Tage anzeigen. In der Nacht wird der Rauch durch einen Leuchtstoff erleuchtet, der auch in der Nacht die Verfolgung der Bahn des Geschosses gestattet.

Alle diese Geschosse haben den Nachteil, daß sie nur gegen unflamr Luftschiffe mit leicht verletzlichen Gummihüllen verwendet werden können. Die flammenden Luftschiffe vertragen sie dagegen. Aus diesem Grunde ist ein französischer Erfinder namens Monnet, um Gedanken gekommen, Bombenbomben für ein Antiaeroplaner zu konstruieren. Die Bekämpfung der Luftschiffe durch Antiaeroplaner geht sich im Frieden als erfolgreich gezeigt, da kaum die Hülle verletzt wird, die sich sofort wieder schließt. Bei flammenden

Luftschiffen waren die Verletzungen noch geringer. Der Franzose hat darum eine Art Brandpatrone entwickelt, die aus einer Stahlröhre mit einem Zylinder, in deren Innern ein Brandgeschoss eingeschlossen ist. Beim Aufschlag des Geschosses auf die Luftschiffhülle wird die Röhre in Brand gesetzt und aus dem Geschoss herausgeschleudert. Auf diese Weise soll nun nach dem Durchschlag der Luftschiffhülle, gleichgültig, ob es sich um ein flamm- oder unflamm- Luftschiff handelt, der Gasballast des Luftschiffes entzündet werden.

Alle diese Erfindungen gehen, wie man erkennt, auf dasselbe Ziel hinaus. Im Krieges sind die Anstrengungen, derartige Brandgeschosse zu konstruieren, naturgemäß vervielfacht worden, da die Frage ihrer Herstellung erst jetzt eine dringende Notwendigkeit wurde. In französischen und englischen Blättern wurde auch des Oxyden von der Erfindung derartiger Brandbomben gegen Luftschiffe berichtet.

Pariser Fremdenverkehr.

— Das bedrückte Gaslandswesen der Zukunft. —

Der rosigsten Zukunftsbilder, die seit Monaten betriebs des wirtschaftlichen Aufstiehs Frankreichs nach dem Kriege in der Pariser Presse entworfen werden, nimmt nunmehr von fröhlicheren Zukunftsbildern die verschiedenartigsten Betrachtungen gewandelt. Da eine große Partei, die sich in den Dienst der Fremdenverkehrs-Industrie gestellt hat, in dem erhofften Zutrommender reichender aus neutralen Ländern ein Pfand für einen späteren wirtschaftlichen Aufschwung erblickt, führt „Leuvre“ nunmehr ernste Anfragen gegen die Regierung und die Militärverwaltung ins Feld, die alles sitzen, um das Wohlstand der Bevölkerung des Fremdenverkehrs, das Hotelwesen, zum Teil zu vernichten, zum Teil auf Jahre hinaus so gut wie leistungsfähig zu machen.

Eine der beunruhigendsten Sorgen wird uns, so schreibt das Blatt, durch das rücksichtslose und himmelstürmische Vorgehen gegen die französischen Hotels aufgeworfen. Ein unermesslich wichtiger Faktor des Wohlstandes ist den wichtigsten Bedeuten zu militärischen Zwecken requiriert. Gemäß ist es richtig, den Verwendern die Möglichkeit zu bieten, sich in den Bedeuten wieder herzustellen. Am Prinzip wäre also gegen dieses Requirieren nichts einzuwenden, wenn es auf vernünftige Weise gehandhabt würde. Voller ist dies durchaus nicht der Fall, und wir sind jetzt wieder einmal gezwungen, die deutsche Organisation zum Beispiel zu nehmen, da man in Deutschland bei mindestens ebener guter Servisverhältnisse energisch darauf achtet, die Zukunft der für das Wieder-aufleben im Frieden so wichtigen Bedeuten nicht zu vernichten.

Bei uns wurden alle Requisitionen falls Hotel, von vornherein, so dem gerade die besten Hoteliers mit Bedacht befragt wurden, und man nahm sich nicht einmal die Mühe, die gebührenden und wertvollen Einspruchsgegenstände, die für das Quartier ohnehin unpraktisch und unhygienisch sind, zu entfernen. Man könnte noch einschüteln, daß dies in der Beziehung der ersten Kriegswochen geschah; aber weder hier noch heute die beschriebenen Verhältnisse geradezu trübselig. Könnte hätte man viele Hotels vor diesem fortgeschrittenen Schaden bewahren können, was durch Überführung der Verwendern in neu zu errichtende Quartiere — wie in Deutschland — leicht möglich gewesen wäre.

Wieder kommt noch, daß der Staat durch Bekämpfung aller großen Hotels für Militärzwecke ganz unendlich eine ungeheure Schuttlast auf sich nimmt. Die Hoteliers aber leiden nicht nur dadurch, daß sie nichts verdienen können, sondern die in ihren Unternehmungen angelegten Kapitalien werden nicht verzinst, und am Tag des Friedens, wenn sie ihre Arbeit zu Frankreichs Wohl in vollen Umfang wieder aufnehmen und den Fremdenverkehr wieder aus Mangel an großen und modern geführten Hotels andere Länder als Frankreich zum Ziele nehmen.

Zum Schluß bemerkt das Blatt, daß, falls nicht sofort entsprechende Maßnahmen getroffen werden, die Pariser Fremdenverkehr in seinen Augen.

In seinem Witz lag etwas wie heimliche Freude. Sie glanzte, er amüsierte sich über sie, und sie richtete sich lächelnd und absehbend auf ihn.

„Meinst du deshalb“, antwortete sie lächeln, wie gelangweilt.

„Es züchte wie Wetterleuchten in seinem Gesicht.“

„Du zähme dich doch“, dachte er, seinen Blick beunruhigt über ihre reizende Erscheinung nieder lassend.

„Warum begehren Sie mich eigentlich mit diesem vernichtenden, daß gnädiges Fräulein?“ fragte er gemächlich.

„Sie magte zornig an ihrer Wippe.“

„Aber ich weiß Sie umschließen, am liebsten und absehbend sind. Weil mir Ihr überlegen Wesen übermäßig ist, weil — ach, wohl soll ich Ihnen das alles anzuhören — lassen Sie sich an der Tafel ansetzen.“

„Er vernichte sich ironisch.“

„Es genügt mir vollkommen. Bitte, erlauben Sie mir die Aufzählung aller der Vordinge, die ich in Ihren Augen beste. Ich bin vollständig überzeugt, daß Sie die mir die Besten sind, mich zu helfen. Aber da ich nun Ihre Geduld für mich erenne, reizt es mich erst recht, mich Ihren zahlreichen Bewerbern anzuschließen. Dann habe ich doch einen vollkommenen Grund, in Hause Ihres Herrn Vaters zu verkehren. Nicht wahr?“

„Sie lachte fallungslos in sein lächelndes Gesicht.“

„Was ist das“, sagte sie empört.

„Aber, mein gnädiges Fräulein.“

festigungen getroffen würden, die französische Fremdenindustrie nach dem Kriege auf viele Jahre hinaus so gut wie völlig vernichtet wäre.

Ratten im Kriegsgebiet.

Soldatenplage in Westeuropa.

Während unsere im Osten stehenden Truppen sich gegen die Anseplage zu wehren haben, die bereits zu einem regelrechten System von Schutzmaßnahmen geführt hat, klagen auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Franzosen nach wie vor über die Bedrohung von Ratten, deren sie sich noch immer nicht zu erwehren vermögen. Jeßlos sind die Veruche, die in Frankreich zur Bekämpfung der Rattenplage unternommen wurden, und da alles nichts nützte, ging man sogar so weit, die Akademie der Wissenschaften mit der Erfindung eines Rattenbekämpfungsmittels zu beauftragen.

Zunächst suchten die Ratten mit Vorliebe die Schützengräben auf. Man hat es dort auch auf unserer Seite besonders mit der Waberrate zu tun, die sich auch oft weit von den Schützengräben entfernt und so schnell in den Unterirdischen Verbindungen und selbst in ziemlich abseits gelegenen Schützengräben heimlich wird. Besonders in Winter stellen die Waberraten sich auf der Front ein, da sie zu wenig Platzierung im Freien finden und in den Bauwerken der Schützengräben ihren Winter zu tilgen helfen. Darum muß man in jeder Grabenstellung gleich von Anfang an mit aller Energie gegen die Ratten vorgehen. Denn sie richten mitunter unter Umständen aller Art großen Schaden an, so haben sie z. B. besonders auf Gegenstände aus Schwefelholz, wie Schutzurte usw. abgewirkt. Diese Vorbehalte für jeder stellt sich allerdings nicht in solchen Fällen ein, kann aber dann zu sehr unangenehmen Beschädigungen führen, weshalb das Verbotmaterial meist so hoch wie möglich aufgehängt wird.

Auch haben es die Ratten nicht nur auf die gewöhnlichen Nahrungsmittel, sondern selbst auf die sogenannten besten Nahrungsmittel abgesehen, die darum am besten stets unter Schutz gestellt werden müssen. Die so genannten Ratten sind aus dem Feld gemacht die Ratten sich auch sehr unangenehm bemerkbar, daß sie in die Dächer und Holzgebäude der Unterländer Ratten freisen und sich so besonders Zugänge von einen Grabenbleichen in das andere verschaffen. Besonders Jörn erregt die Waberrate bei den Soldaten oft durch die Aufhebungen, die sie vornehmen, und die so genannten Ratten sind die nächsten Verwandten des Heumüllers, Krattens, Nagens und Quetzels und auch so das laute Gepolter durch das Immerwachen von Wechschlingen gebildet ist, verliert die Gebude, wenn er zum Beispiel plötzlich dadurch erntet, daß eine schwere Ratte sich auf ihn gelegt hat.

Die Kampfmaßnahmen gegen die Rattenplage in Felde besteht in der Entfernung aller in Betracht kommenden Materialien. Außerdem werden gut ausgearbeitete Unterländer durch Verhütung mit Holz ratenmäßig gemacht. Im die „Jagdblut“ der Soldaten zu erhöhen, wurde auch in besonders von Ratten bedauenen Gegenden für jede erlegte Ratte eine Prämie von 10 Pfennig ausgesetzt. Nach den in der letzten Zeit erlangten günstigen Erfahrungen konnte man auf diese Weise die Rattenplage auf ein Mindestmaß zurückzuführen, was den Franzosen bisher trotz der Verwendung besonders dreier Rattenjäger und selbst trotz der Bemühungen der hohen Pariser Akademie nach ihren eigenen Angaben keineswegs gelungen zu sein scheint.

Vermischtes.

Die Abenteuer eines französischen Postpatetes. Die folgende Geschichte eines Postpatetes, die in den Pariser Blättern veröffentlicht wird, beleuchtet von neuem die unersättlichen Wünsche der französischen Soldatenverwundeten. In den ersten Tagen des Juli wartete ein junger Soldat in dem Depot seines Regiments in Korfika auf seine Abberufung zur Heimat. Zur selben Zeit sandte ihm seine Mutter ein Liebesgabenpalet. Viele Wochen verstrichen. . . Der Soldat kam an die

„Schneigen Sie — ich will kein Wort mehr hören über das Thema.“

Er vernichte sich und lehnte sich lächelnd beiläufig in seinen Stuhl zurück. Sein linker Arm die Hände und drehte die Daumen umeinander.

„Sohn Mutter heute“, sagte er wichtig.

„Sie muß ihn mit einem unfeinen Witz.“

„Sehr geistreiche Bemerkung“, spitzelte sie.

„Es fällt mir schwer im Moment nichts Klügeres als „Welleben Sie über Ackerbau und Viehzucht zu sprechen? Oder über Politik?“

„Er erhob sich plötzlich.“

„Ich will Sie in Ihren tiefstimmigen Betrachtungen über das Weiter nicht stören, Herr Baron. Ich höre Sie erst eben, daß die Herren meines Vaters Zimmer verlassen — ich lasse Sie nun zurück.“

„Sie neigte kurz das Haupt und ging schnell hinein ins Haus.“

„Er ließ ihr nach, ohne sie mit einem Wort oder einer Bewegung zu halten. Aber in seinen Augen glühte es auf.“

„Renate Schwestern war ihm begehrensvoll geworden. Er wurde, wie sie zu erlangen war, sie selbst hatte ihm den Weg gezeigt. Und nun war er unermesslich glücklich. Dieses stolze, eigenwillige Geschöpf war nicht in allfälliger Weise zu erobert.“

„Renate stand in ihrem Zimmer und stampfte zornig über sich selbst und Legingen den Fuß auf. Ihre Hände rissen nerkas an einem feinen Seidentuch.“

„Der Unterhändler!“ rief sie wie gelitten. „Und doch darf ich nicht mehr ihren guten Tropf. Aber er über ihren Vater gesagt hatte, war ihr an das Herz gegangen. Das

Front . . . Das Paket liegt noch immer in Korfika auf dem Bahnhof. Warum, fragt Frau, wurde es von dem Depot dem Empfänger nicht ins Feld nachgeliefert? Warum wurde es überhaupt nicht vom Bahnhof abgeholt? Die Lösung dieses Rätsels ist sehr einfach. Es war eine Frachtmachung von 10 Centimes zu leisten, und der heilige Vorkaufstas konnte sich nicht dazu entschließen, in seine eigene Tasche zu greifen. So wartet das Paket heute noch auf dem Bahnhofsamt in Korfika, und wenn der Krieg in 10 oder 20 Jahren aus sein sollte, wird es nachforschlich noch immer da liegen. Andere tief umhüllende Beantwortung aber gilt der französischen Militärverwaltung, die es selbst nach zwei Kriegsjahren nicht über sich bringt, für einen ihrer Soldaten 10 Centimes zu opfern.“

Eine bedeutende geographische Entdeckung. In einem militärischen Bericht über die Kriegslage in Madagaskar aus der Feder des gelehrten Militärattachés des Pariser „Intransigant“ findet sich folgende geographische Angabe: „Es muß allerdings bemerkt werden, daß der angenommene Erfolg den Bulgaren den Vorteil der Verfrachtung ihrer Front liefert, da die Loman in dem Grade dem Meere nähertritt, in dem sie sich ihrer Mündung nähert.“ Man kann unmöglich eine Selbstverständlichkeit gestreift ausdrücken.

Ein neuer sibirischer Hafen. Die sich in Aussicht auf den Kauf des Krieges immer schwieriger gestellten Getreideverhältnisse führen zu allerhand Zukunftsprojekten für einen unangenehmen russischen Handel, die auf dem Kaiser freilich leichter festzuliegen, als zu verwirklichen sind. Neuerdings magt man Sibirien für den russischen Weltmarkenverkehr eine erhöhte Bedeutung zu, die in einem neuen sibirischen Hafenprojekt auch bereits prächtig am Ausdruck kommt. Die bisher bestehenden Verbindungen mit den Mündungen des Ob und des Jenissei sind nur während weniger Wochen im Jahr zu erreichen, oder auch während dieser Zeit im kalten Sibirien nicht völlig eisfrei. Abhilfe soll nun ein Hafen am Aralmeeres Meer bieten. Um den Verkehr ins Innere von Sibirien nach wie vor auf Wasserwegen vornehmen zu können, soll von dem neuen Hafen eine Eisenbahnverbindung nach Tschobul, dem wichtigsten Knotenpunkt in der Nähe der Mündung des Ob, geschaffen werden. Oberhalb Tschobul, das gerade am nördlichen Polarkreis liegt, ist der Fluß 180 bis 200 Tage im Jahre eisfrei. Die im Projekt vorgesehene Bahnhauptlinie ist unweilentlich teuer sein, als der direkte Schiffsverkehr bis in die Mündung des Ob, da die Seefahrt im kalten Sibirien über die gesamte Zeit des Jahres zu unangenehm ist. Die Kosten einer Fracht von der Nordsee nach dem neuen Hafen sollen diejenige einer Fracht nach Archangelst nicht übersteigen.

Der italienische „Heldenfilm“. In einem großen Kino London ist vor einigen Tagen der bereits mit Spannung erwartete italienische „Heldenfilm“, der dazu berufen ist, alle Zweifel an Kriegsfähigkeit der Italiener bei den Westmächtern zu beseitigen, zu sehen. Am ersten Male aufgeführt worden. Wie die nachfolgenden Zeitungen berichten, haben die Kinoschaulustigen ihren Eindruck auf das Publikum nicht verfehlt . . .

Goldene Worte.

Verzag' nicht an der Straß! Dein Herz ist reich genug, sich selber zu beleben. Schiller.

Das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel übersteigt und unsere Fehler überdeckt. Goethe.

Aber auch mächtiger als Geld und Gift ist das Wort, das durch die Vögel führt und in die Seelen fließt oder schlüpft. Schlangen und Wandeln sind geistliche, schneidende Dinger; aber die schneidendsten sind glatte, glatte Vögel, welche Gift träufeln in anglole Herzen, sind viele Vorfürer des Tages! Terenzius Gottschalk.

Wahr ist erstickbar, aber der eifrig suchst. Alter Sprich.

vergah sie ihm nicht, wenn sie sich auch erredete, ihn zu helfen.

Mehrere Wochen waren vergangen. Der Herbst hatte inzwischen die Wärme getrübt und sie zum großen Teil auch schon ihrer Blätter beraubt.

Ulrika Manzow war immer noch in der Waldburg. Renate wollte nichts von ihrer Abreise hören.

„Jungen Renate wollte nichts in Berlin. Seine Mutter hatte eingesehen, daß er bei Renate kein Glück haben würde. Deshalb schickte sie ihn fort, damit er in der Reichshauptstadt einmal sein Glück versuchen sollte. Doch Renate hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, ebenwiewenig wie die anderen, mit denen Renate neuerdings wieder Ischierts, um Vergebung zu zeigen, daß sein Bestreben erfolglos war.“

„Dein Schreiben hielt sich Flug in der Reserve. Renate war jetzt so sehr auf ihrer Out ihm gegenüber. Er mußte sie erst wieder in Sicherheit einwiegen, ehe er eine neue Allianz wagte. Um Gründe war Renate etwas entschuldigt, daß er ihr gar keine Gelegenheit gab, ihn zurückzuführen.“

„Die Offiziere von B. . . g und die Gutsbesitzer aus der Umgebung hatten eine gemeinsame Unterstabsjagd geplant.“

„Am Reisinger Schloßhaus war das Stellbüchlein. Von hier aus sollte, wie jedes Jahr, eine Jagdsjagd abgehalten werden. Einige Damen vom Regiment beteiligten sich an der Jagd. Auch Renate hatte mit Freunden zugehört.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kriegsanleihe ist die beste und sicherste Kapitalsanlage!

Die Steuerkraft des ganzen deutschen Volkes, das Vermögen sämtlicher Bundesstaaten sowie des Reiches selbst haften für sie.

Erntedankfest 1916.

Zum dritten Male bereits geht das Erntedankfest unter den durch die Kriegslage geschaffenen Verhältnissen als ein Fest von ganz besonderer Bedeutung ins Land. Lag in Friedenszeiten über diesem Tage etwas von jenem anheimelnden Reiz altüberlieferter Freude, die sich am Gefühl des Behorgerneins für ein weiteres Jahr erweist, so ist unter den gegenwärtigen Einflüssen des Weltkrieges das Erntedankfest zu einem Feste geworden, an dem aus tiefinnerstem Herzen das gesamte deutsche Volk ausnahmslos teilnimmt. Sie doch der Ernteausschlag für uns nicht weniger ausschlaggebend als die Ereignisse vom Kriegsschauplatz, drücken! Millionen von

Augen haben den ganzen Sommer hindurch angstvoll zum Himmel emporgeblüht, von der ständigen Furcht ergriffen, durch irgend ein mittelloses Unwetter die heranziehende Ernte noch vor der Zeit vernichtet zu sehen. Es hat sich — dem Himmel sei Dank — diese Furcht als unbegründet erwiesen. In seiner endlosen väterlichen Güte hat unser Herrgott, der uns noch nie verlassen, uns auch diesen köstlichen Beweis seiner himmlischen Fürsorge Anteil werden lassen. Reich und äppig, allen Ansprüchen vollumfänglich, ist unsere Ernte herangereift. Unabhängig vom Wohlwollen fremder Staaten, die sich zudem nur unter ungewisser Aussicht unserer Notlage zur Hilfeleistung herbeilassen, können wir mit den Erzeugnissen

unserer eigenen Scholle für ein weiteres Jahr allen Ausungerungsversuchen unserer Gegner Trotz bieten. Ihr äftiger Meid, der seit 2 Jahren schließendlich unseren Götterkampf in wirtschaftlicher Hinsicht sich trotz aller Einschränkungen durchdringen hat, wird sich allerdings noch ägelloser und ungehämter gegen uns erlauben. Aber mit Vermögen im sicheren Gefühl des Behorgerneins allem Helfer ein Höchstmaß entgegenzusetzen. Wenn aber heute, am Erntedankfeste die Glocken der Gotteshäuser uns zum Gebet rufen, dann liegt es jedem deutschen Herzen ein tiefinnerliches Bedürfnis, ihrem Herrn Gotte zu leisten und in Demut unserem Schöpfer den Dank des deutschen Volkes darzubringen. Den Dank dafür, daß seine Vater-

land, die uns draußen im Schlachtenmetter niemals im Stich ließ, uns auch hier oben in unendlicher Güte die Sorge um die Zukunft von den Schultern genommen. Und mit diesem Danke zugleich soll uns das edle, rechte Göttervertrauen befehlen, daß der Gerechtigkeit unserer guten Sache der Erfolg des Himmels beschieden sein wird und muß, was immer auch unsere Gegner gegen uns noch unternehmen mögen. „Ein feste Burg ist unser Gott“, dieses kernbeutige, von wahren Göttervertrauen befehlene Kirchenlied soll aus Millionen Herzen zum Himmel steigen. Wir wissen, daß der Herr mit uns ist —

Anordnung.

Auf Grund der §§ 47 und 48 der Bekanntmachung über Brotgetreide und Mehl aus der Ernte 1916 vom 29. Juni 1916 (R. G. Bl. Nr. 167) und der dazu ergangenen Ausführungsanweisung wird für den Kreis Querfurt folgende Anordnung erlassen:

Der Verbrauch an Brot und Mehl der Bevölkerung des Kreises regelt sich vom 1. Oktober d. Js. ab nach Maßgabe der nachstehenden Bestimmungen.

Die Abgabe und Entnahme von Brot und Mehl darf nur auf Grund von Brotmarken erfolgen. Der freie Handel mit Mehl ist verboten.

Jede Brotmarke berechtigt zur Entnahme von:

- 1 Pfund Roggenbrot oder
- 450 Gramm Weißbrot oder
- 350 Gramm Wehl.

Die Brotmarken sind übertragbar und haben zeitlich unbeschränkte Gültigkeit. Die Ausgabe der Brotmarken erfolgt durch die Gemeindebehörden (Brotmarkenausgabestellen) gegen Vorlegung eines besonderen Ausweises (Brotkarte) an die Haushaltungsvorstände oder deren Bevollmächtigte in Schreibschräften von 2 Wochen.

Die Haushaltungsvorstände sind verpflichtet, Veränderungen in der Kopfzahl ihrer Haushaltungen mündlich oder schriftlich binnen 3 Tagen bei der Gemeindebehörde (Brotmarkenausgabestelle) anzuzeigen.

Bis auf Weiteres erhalten

- a) Schwerarbeiter (Bergleute und Bergarbeiter unter Tage, sowie die Feuerarbeiter in der Hüttenindustrie) pro Woche 10 Brotmarken,
- b) andere Schwerarbeiter pro Woche 7 Brotmarken,
- c) landwirtschaftliche Arbeiter (Männer und Frauen) pro Woche 6 Brotmarken,
- d) alle sonstigen versorgungsberechtigten Personen pro Woche 4 Brotmarken.

Jugendliche Personen von 12 bis einjährig 17 Jahren erhalten, sofern sie nicht zu den Schwer- oder Schwerarbeitern (siehe § 5 a und b) gehören und die diesen zuzehende höhere Brotmenge bereits erhalten, wöchentlich 1 Brotmarke mehr.

Schwangeren Frauen können während der letzten Hälfte der Schwangerschaft auf Grund einer Bescheinigung des Arztes oder der Hebamme auf Antrag die erforderlichen Brotzulagen, jedoch nicht mehr als 3 Brotmarken in jeder Woche, von den Gemeindebehörden gewährt werden.

Selbstverleger können — sofern sie Schwer- oder Schwerarbeiter sind — auf Antrag Brotzulagen von den Gemeindebehörden gewährt werden, jedoch nicht mehr als 2 Brotmarken in jeder Woche.

Die Gemeindebehörden haben die Anzahl der den einzelnen Haushaltungen nach Vorhandensein wöchentlich zuzuführender Brotmarken festzusetzen und die zurzeit im Gebrauch befindlichen Brotkarten entsprechend zu berichtigen.

Bei der Entnahme von Brot und Mehl ist die entsprechende Zahl von Brotmarken dem Verkäufer auszuhandigen.

Die Verkäufer von Brot und Mehl haben die Brotmarken auf Sammelbögen aufzukleben und am 1. und 15. jeden Monats der Gemeindebehörde einzureichen, die sie unverzüglich an den Kreisauschuss weiterzugeben hat, und zwar gesammelt, sofern mehrere Verkäufer in der Gemeinde vorhanden sind. Dem Verkäufer ist von der Behörde die Zahl der von ihm an jedem Abfertigungstage zurückgegebenen Brotmarken zu bescheinigen.

Eine käufliche Entnahme von Brot und Mehl ist für diejenigen Personen ausgeschlossen, welche gemäß § 6a der Bundesratsverordnung vom 29. Juni 1916 von dem Rechte der Selbstversorgung Gebrauch machen und das zur Ernährung der Angehörigen ihrer Wirtschaft erforderliche Brotgetreide verwenden. Die Menge, welche diese Personen (Selbstverleger) verwenden dürfen, ist für den Kopf und Monat auf 9 kg Brotgetreide festgesetzt, wobei einem Kilo Brotgetreide 800 Gramm Mehl entsprechen. Ein Selbstverleger darf hiernach für die Zeit vom 16. August 1916 bis 15. September 1917, also für 13 Monate, insgesamt 117 kg Brotgetreide auf den Kopf zurückhalten.

Die Selbstverleger haben das ihnen nach Vorhandensein zuzuführende Brotgetreide bzw. Mehl von ihren anderen Beständen getrennt aufzubewahren. Sie dürfen das Getreide nur auf Grund des ihnen von der Gemeindebehörde ausgetragenen Maßlausweises bei den Mühlen ausmahlen lassen.

Mehr als die in dem Maßlausweise von der Ortsbehörde vermerkte Menge an Brotgetreide darf der Müller nicht vermahlen, nie auch der Selbstverleger nicht mehr als die eingetragene Menge an Getreide für sich und seine Angehörigen vermahlen darf. Der Müller darf Mahlgut nur annehmen, wenn ihm gleichzeitig der Maßlausweis vorgelegt wird. Er hat das erhaltene Mahlgut sofort in den Ausweis einzutragen und denselben dem Selbstverleger sodann sogleich zurückzugeben, der ihn beim Abholen des Maßlutes wieder vorzulegen hat. Kann er das Getreide aus irgend welchen Gründen nicht vermahlen, so darf er es dem Selbstverleger unverzüglich zurückgeben muß, so hat er das betreffende Getreide in dem Ausweise wieder zu streichen und den Grund der Streichung darauf kurz zu erläutern.

Die Selbstverleger dürfen das ihnen zuzuführende Brotgetreide nur in Mengen zur Vermahlung bringen, die ihren Verbrauchsanteile an Brotgetreide für 2 Monate entsprechen.

Die Mühlen dürfen von Selbstverlegern Brotgetreide zur Vermahlung nur in einer Menge annehmen, welche ein Sechstel der auf den Maßlausweis vermerkten Gesamtbrottgetreidemenge nicht übersteigt. Einen neuen Mahlauftrag von Selbstverlegern dürfen die Mühlen erst dann ausführen, wenn 2 Monate seit der Ablieferung des letzten auf Grund des vorliegenden Maßlausweises ermahlenen Maßlutes verstrichen sind.

Die Mühlen sind verpflichtet, über das zur Vermahlung gebrachte Selbstverlegergetreide Buch zu führen und in dem Maßlausweisen den Tag und die Menge des zurückgelieferten Maßlutes zu vermerken.

Die Mühlen dürfen für die Vermahlung von Brotgetreide den Mahlgeld in Form der Mehle nicht erheben. Die Selbstverleger müssen den Mahlgeld in Geld entrichten. Als Mahlgeld wird für 1 Str. Roggen 1,25 Mark und für 1 Str. Weizen 1,50 Mk. festgesetzt.

In Fällen, wo der Landwirt das zu seinem Bedarf zurückbehaltene Brotgetreide nicht direkt vermahlen läßt, sondern dazwischen liegt, daß er vom Bäcker Brot bezieht und für dieses an den Bäcker Getreide liefert, welches letzterer seinerseits mahlen läßt, darf das Vermahlen nur gegen Vorlegung des Ausweises desjenigen Landwirts, von dem das Getreide herrührt, stattfinden.

Die Wachmannschaften und Kriegsgelungenen, welche im Kreise beschlagnahmt werden, erhalten die

Brotmenge derjenigen Gruppe des § 5, welcher sie zugerechnet sind. Jedoch muß zu dem Brot der Kriegsgelungenen die doppelte Menge Streckungsmittel (also 60 % Weizenklein oder 20 % Kartoffelmehl bzw. Weizenfarin) verwendet werden.

Minderhandlungen gegen diese Anordnung werden gemäß § 57 der Bundesratsverordnung vom 29. Juni 1916 mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mk. bestraft. Auch kann gemäß § 58 a. a. O. die Schließung der gegen diese Bestimmungen verstoßenden Geschäfte angeordnet, bzw. Selbstverlegern das Recht der Selbstversorgung entzogen werden.

Frühere Anordnungen des Kreis-Ausschusses, die den vorstehenden Bestimmungen entgegenstehen, treten alsbald außer Wirksamkeit. Querfurt, den 26. September 1916.

Der Kreis-Ausschuß.

Bekanntmachung über Höchstpreise für Getreidegruppen (Roggen) und Getreidegrünze. Vom 9. September 1916.

Auf Grund der Verordnung über Kriegsmaßnahmen zur Sicherung der Volksernährung vom 22. Mai 1916 (Reichs-Gesetzbl. S. 401) und des § 1 der Bekanntmachung über die Errichtung eines Kreisnahrungsamts vom 22. Mai 1916 (Reichs-Gesetzbl. S. 402) wird verordnet:

Der Preis für Getreidegruppen (Roggen) und Getreidegrünze darf bei der Veräußerung durch den Erzeuger, vorbehaltlich der Bestimmung im § 2, neunundvierzig Mark 20 Pfennig für hundert Kilogramm brutto nicht übersteigen. Die Verierung zu diesem Preise hat freiwiliger Erlösabstimmung des Empfängers einschließlich Satz zu erfolgen.

Getreidegruppen (Roggen) und Getreidegrünze dürfen im Kleinverkauf zu keinem höheren Preise als zu 30 Pfennig das Pfund verkauft werden. Als Kleinverkauf gilt der Verkauf an den Verbraucher in Mengen von zehn Pfund und weniger.

Bei allen übrigen Verkäufen muß, vorbehaltlich der Vorschrift im § 1, der Preis unter dem Kleinverkaufspreise bleiben.

Die Kommunalverbände und Gemeinden können für Verkäufe, die bis zum 30. September 1916 stattfinden, Ausnahmen von den Kleinverkaufspreisen für die Mengen von Getreidegruppen (Roggen) und Getreidegrünze zulassen, die nachweislich vor dem Inkrafttreten dieser Verordnung zu einem höheren als dem im § 1 festgesetzten Preise erworben sind.

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft:

1. wer den in den §§ 1, 2 bestimmten oder einen auf Grund des § 3 zugelassenen Preis überschreitet,
2. wer einen anderen zum Abschluß eines Vertrags auffordert, durch den der Preis (Nr. 1) überschritten wird, oder sich in einem solchen Vertrag erzieht.

Neben der Strafe können die Gegenstände, auf die sich die strafbare Handlung bezieht, ohne Unterscheid, ob sie dem Täter gehören oder nicht, eingezogen werden.

Die Landeszentralbehörden bestimmen, wer als Kommunalverband und Gemeinde anzusehen ist. Sie können anordnen, daß die Zulassung von Ausnahmen nach § 3 anstatt durch die Kommunalverbände und die Gemeinden durch deren Vorstand erfolgt.

Der Reichskanzler kann Ausnahmen von den Vorschriften dieser Verordnung zulassen.

Diese Verordnung tritt am 15. September 1916 in Kraft. Berlin, den 9. September 1916. Der Präsident des Kriegsernährungsamts. W. B. Ederer von Braun.

Veröffentlichung. Mit Bezug auf § 3 der vorstehenden Bekanntmachung wird folgendes bestimmt: Getreidegruppen (Roggen) und Getreidegrünze, die nachweislich vor dem 15. September d. Js. — dem Tage des Inkrafttretens der vorstehenden Verordnung — zu einem höheren als dem im § 1 festgesetzten Preise erworben worden sind, können bis zum 30. September 1916 zu den bisherigen Preisen weiter verkauft werden.

Querfurt, den 19. September 1916.

Der Kreis-Ausschuß.

Bekanntmachung.

Nach Anhörung der Preisprüfstelle treten im § 1 der im Kreisblatt Nr. 142 unterm 14. Juli 1916 erlassenen Bekanntmachung betreffend Höchstpreise für die Abgabe von Rindfleisch im Kleinhandel an den Verbraucher folgende Veränderungen ein:

Es kosten künftig:

Rindfleisch mit Knochen das Pfund	Mk. 2,20
Rindfleisch ohne Knochen das Pfund	Mk. 2,50

Die Bekanntmachung tritt mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft. Querfurt, den 25. September 1916.

Der Kreis-Ausschuß.

Betr. Beschlagnahme der Äpfel und Pflaumen.

Unter Bezugnahme auf § 3 der Bekanntmachung des H. H. Kommandierenden Generals des IV. Armee-Korps über die Beschlagnahme der Äpfel und Pflaumen — Kreisblatt Nr. 185 — merke ich darauf hin, daß ich nach Anweisung des Kriegsernährungsamtes ermächtigt bin, Ausnahmen für den Absatz dann zuzulassen, falls eine Gefahr des Verderbens der betreffenden Früchte bestehen sollte.

Der Nachweis, daß in diesen Ausnahmefällen die Voraussetzung der Befreiung des Verderbens der Früchte vorliegt, ist durch ortsbehördliche Bescheinigung, welche die Art und Menge der Früchte enthält, nachzuweisen. Querfurt, den 26. September 1916.

Der Königliche Landrat.

Bekanntmachung.

Die Rektor, Kantor, Pfarrer und die hinter dem Kirchgarten, Weisbuden Garten, den Scheunen und vor der Sandgrube liegenden hiesigen hiesigen Adressen sollen

Sonntags, den 26. September 1916, nachmittags 2 Uhr

um 1. Oktober 1916 ab an weitere 6 Jahre öffentlich unter dem im Termin bekanntzumachenden Bedingungen verkauft werden.

Zusammenkunft: Hinter dem Kirchgarten. Nebra, den 21. September 1916. Der Magistat.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiehl in Nebra. Hierzu Sonntagsblatt und eine Beilage.



Sammlung der Früchte des Weißborns.

Im vaterländischen Interesse sollen die Früchte des Weißborns in diesem Jahr gesammelt werden und unter Kontrolle der Regierung zu einem Kaffeeerlassmittel nach besonderem Verfahren vermerkt werden. Die Regierung hat zu diesem Zweck die gemeinnützige Kriegsgesellschaft für Kaffeeerlass in Berlin Nr. 66, Wilhelmstraße 55, gegründet.

Die Bewässerung, Erndtfrucht sowie Kinder, wird aufgefordert, die reifen Früchte des Weißborns zu sammeln, sie in einem luftigen Raum im ausgetrockneten Zustande einige Tage trocknen und alsdann gegen Empfangnahme von 20 Pf. Sammellohn für das kilo luftgetrockneter Früchte an die von der Ortsbehörde bestimmte Stelle abzuliefern.

Der Weißborn kommt in allen Gegenden Deutschlands vor. Er wächst wild, insbesondere in Laubwäldern, an Bächen und Bächen. Seine runden, im reifen Zustande roten Früchte, auch Mehlbeeren genannt, sind dadurch von andern zu unterscheiden, daß sie einen sehr harten Kern enthalten.

Es sind nur reife Früchte zu sammeln. Die Früchte sind vor der Ablieferung von Blättern, Stengeln und Ästen zu befreien.

Die Ablieferung hat hierher zu erfolgen.
Nebra, den 28. September 1916.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Die bis 15. d. Mts. nicht freiwillig abgelieferten beschlagnahmten Fahrradbereifungen müssen uns bis spätestens **1. Oktober d. Js.** bei Vermeidung der Bestrafung bis zu 1 Jahr Gefängnis oder mit Geldstrafe bis zu 1000 Mk. gemeldet werden.

In gleicher Zeit kann auch noch die Ablieferung geschehen.
Am 1. Oktober er. tritt Einstellung ein.
Nebra, den 16. September 1916.

Die Polizei-Verwaltung.

Bekanntmachung.

Die Inhaber von Wandergewerbebescheinungen und Gewerbebescheinungen zum Gewerbebetrieb im Umherziehen, welche die Fortsetzung des letzteren im nächsten Jahre beabsichtigen, sowie diejenigen Personen, welche ein solches Gewerbe im nächsten Jahre neu beginnen wollen, werden hierdurch aufgefordert, ihre Anträge auf Erteilung der für das Kalenderjahr 1917 auszufertigenden Scheine bis zum **1. Oktober d. Js.** bei uns anzubringen.

Wer wegen verfallenen Antrages bis zu dem angegebenen Termine in die alsdann an den Bezirksauswärtigen Ämtern nicht aufgenommen ist, hat es sich selbst anzuschreiben, wenn die Ausstellung und Befähigung des Scheines für das neue Jahr nicht bis zum Beginn des letzteren erfolgt.
Nebra, den 9. September 1916.

Die Polizei-Verwaltung.

Zeichnet auf die 5. Kriegsanleihe bei der hiesigen Stadtsparkasse!

Kommen bei ihre angelegte Gelder für die Zeichnung in Frage, so wird auf statutenmäßige Kündigung verzichtet.

Aber alles Geld ist auch nicht sofort notwendig, da ja die Einzahlungstermine sehr früh sind.

Setzt die Anleihe zu einer glanzvollen ausgestalten!

Setzt dem Feinde, daß unsere Finanzkraft stärker wie zuvor ist, leistet dem Ruf des Vaterlandes Folge!

Orten erteilen wir Jedem, der sein Geld dem Vaterlande für so vorteilhafte Bedingungen überlassen will die etwa gewünschten Auskünfte.
Nebra, den 24. September 1916.

Die Stadt-Sparkasse.

Bekanntmachung.

Die Erhebung der Sozietätsbeiträge für das 2. Halbjahr 1916 in den Filuren **Großwangen** und **Kleinwangen** wird

in **Großwangen** am Montag, den 2. Oktober er., nachmittags 2 1/2 bis 3 1/2 Uhr, im Gemeindegasthause,

in **Kleinwangen** am Montag, den 2. Oktober er., nachmittags 4 bis 5 Uhr, im Neumann'schen Gasthause

stattfinden.
Nebra, den 23. September 1916.

Die Kasse der Anstrich-Regulierungs-Sozietät.

S. B. G. Wagner.

Gebrannten Roggen

empfehlen **Waldemar Kabisch.**

Hühnerfutter

wieder eingetroffen. **Waldemar Kabisch.**

Täglich zwei Mal
gelangt zur Ausgabe

Halle'sche Zeitung

209. Jahrgang

Preis vierteljährlich 3.50 Mk., monatlich 1.20 Mk.
Feldpost-Abonnement 1.25 Mk. monatlich.

Erscheint auch Montag früh

Bewährtes Insertions-Organ

Probennummer kostenlos auf Wunsch.

In allen Teilen Deutschlands

wird die **Berliner Abendpost**

von mehr als 75 000 Lesern in 7500 Postorten ständig bezogen. Große, moderne Tageszeitung mit außerordentlich reichem Depesch-Material und raschestem Nachrichtendienst, illustrierte Kunst-Druckbeilage, „Zeitbilder“, Unterhaltungsbilder, „Deutsches Heim“, „Kinderheim“, Kaufmännisch wichtige Beilagen: „Gerichts-Saal“ und „Tägliches Handelsblatt“, für jeden, der ohne große Mehrkosten neben seinem Lokalblatt noch eine Großstadt-Zeitung halten will.



Man bestellt durch die Post oder Briefträger für monatlich 70 Pfennig die

BERLINER ABENDPOST

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.

Bekanntmachung.

Die hiesigen Geschäfte, mit Ausnahme von zweien, haben vereinbart, daß vom **2. Oktober d. Js.** ab vorläufig bis auf Weiteres die Läden abends 8 Uhr geschlossen werden.

Nebra, den 28. September 1916.

S. A.

R. Barthel. O. Berthold. W. Kabisch. Friedrich Krey. H. Lorenz. Wwe. Meitz. H. Melchior. R. Weißhuhn.

Bekanntmachung.

Eicheln und Roßkastanien

unterliegen der gesetzlichen Beschlagnahme. Es wird bezahlt für gesunde, waldbrische aber schalentrochne Früchte:

für **Eicheln 6.— Mark per 100 Pfund,**
für **Roßkastanien 4.50 Mark per 100 Pfund**

frei Sammelstelle. Die **Sammelstelle** befindet sich in der **Schule zu Reinsdorf.** Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß nur schalentrochne Früchte abgenommen werden.

Conrad Trumpff, Blankenburg a. Harz.

Hauptkommissionär der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte G. m. b. H.

Elektrisches Licht unentgeltlich.

Um der für den kommenden Winter wieder zu erwartenden Petroleumnot abzuhelfen, erbieten wir uns auch in diesem Jahre, auf Antrag bis spätestens 30. November d. Js. für alle nach dem 1. September d. Js. erfolgten Neuanmeldungen von **Licht-Anlagen**

elektrischen Strom unentgeltlich bis zum **31. März 1917** ohne Berücksichtigung auf das Datum der Inbetriebnahme der Anlage innerhalb unseres Versorgungsgebietes zu liefern.

Durch dieses Zugeständnis wird denjenigen, welche die sofortige Bestellung ihres Anschlusses vornehmen, die Möglichkeit geboten, sich während der Winter-Monate die Vorteile der unentgeltlichen Beleuchtung zu Nutzen zu machen und aus den Ersparnissen an der Beleuchtung einen Teil der Kosten für die Einrichtung der Neuanlage zu bestreiten.

Da sich erfahrungsgemäß die Aufträge auf Ausführung elektrischer Anlagen auf den Herbst zusammenhängen, ist allen denjenigen, welche von unserem Anerbieten Gebrauch zu machen beabsichtigen, bringen zu empfehlen, den Anschluß in aller Eile zu bestellen, umso mehr, als die für die Neuanlagen benötigten Materialien unter den jetzigen Zeitverhältnissen nur zu von Tag zu Tag erhöhten Kosten erhältlich sind. Nähere Auskünfte werden jederzeit bereitwillig erteilt.

Landkraftwerke Leipzig A.-G. in Rulwitz, Verkehrsabteilung Rulwitz, Post Markranstädt i. Sa.

Sonntag, den 1. Oktober,

nachmittags 4 Uhr,

werde ich in **Nebra** im **Gasthof zum weißen Roß (Röllig)** die früher

Hilzbach'sche Scheune

öffentlich verkaufen. **Liebetrau.**

Königlich Preussische Lotterie.

Die Erneuerung der Lose 4 Klasse 234. Lotterie kann von heute ab bewirkt werden. **Waldemar Kabisch.**

Musgewürz

ist wieder eingetroffen bei **Waldemar Kabisch.**

Gebrauchsfertige Senf-Sauce

in Flaschen empfiehlt als einen billigen Leckerbissen **Waldemar Kabisch.**

Junge Leute mit 2 Kindern suchen zum **1. Februar** bessere Wohnung mit Stallung. Offerten in der Exp. d. B. unter Nr. 50 niederzulegen.

10 geübte Steinbruch-Arbeiter

bei höchstem Accordlohn sofort gesucht. Zu melden bei **Bruchmstr. Tögel, Thaldorf-Querfurt.**

Dank.

Für die vielen Beweise der Liebe und Teilnahme beim Begräbnisse meines lieben Gatten, unseres guten Vaters, Schwieger- und Großvaters

Robert Meißner

sagen wir hierdurch allen herzlichsten Dank. Besonderen Dank noch Herrn Oberpfarrer Schwieger für die trostreichen Worte am Grabe, sowie allen denen, die seinen Sarg so reich mit Kränzen schmückten und ihn zur letzten Ruhestätte trugen und geleiteten.

Nebra, den 28. September 1916.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Neues Delikatess-Sauerkraut

empfehlen **Waldemar Kabisch.**

Sauerbraten-Soßen-Würfel,

Gulasch-Soßen-Würfel

empfehlen **Waldemar Kabisch.**

Oelsardinen

empfehlen **Waldemar Kabisch.**

Zitronen

empfehlen **Waldemar Kabisch.**

Feldpoststülpjochsteteln

in allen Größen,

— Schachteln mit Blechböfen —

empfehlen **Buchdruckerei Nebra.**

Kartenbriefe

— ins Feld oder in die Heimat zu senden —

empfehlen **Buchdruckerei Nebra.**

Würmer!

bei Kindern und Erwachsenen bestigt Dr.

Buslebs Würmol. à Beutel 30 Pfg.

bei **Walter Gutsmuths, Adler-Drogerie.**



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen. * 29. Jahrg.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Die Franzosenuhr.

Ein Kriegeroman von Uwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

1.
Der Nebel verzog sich vor einem frischen Ostwindhauche. Zwei Tage und Nächte lang hatte er über der welligen Landschaft gelegen und nur auf kurze Pausen hier und da einen Ausblick auf die feindlichen Deckungslinien gestattet. Zweifellos hatte man auch drüben bei den Franzosen die Sperrung des Gesichtsfeldes zu allerlei Verschiebungen der Truppenkörper ausgenützt und den Verpflegungsbetrieb, der zeitweise ganz unterbrochen gewesen war, in erhöhtem Maße

zur Geltung kommen lassen. Abgerissene Redewendungen, Kufe des Wohlbehagens hatten es verraten. Auch die Feldpost hatte sich endlich wieder einmal eingestellt, hüben wie drüben. Aber nun fing die Schießerei wieder an. Und die Ueberraschungen dabei blieben nicht aus.

„Hol's der Teufel!“ wettete der Hauptmann Plessen, der hinter einer Hügelwelle in angemessener Entfernung von den gut ausgebauten Schützengräben, mit seinen rührigen Feldgeschützen eine neue Stellung bezogen hatte. „Die Wände

da drüben hat schon wieder Wind, wo wir uns angesiedelt haben, trotz der zwei Scheinbatterien, die meine braven Kerls ihnen gestern vor ihre verdammten Schnüffelnasen stellen mußten! Sehen Sie bloß, wie genau sie die Richtung haben, wenn sie auch weit über's Ziel hinauschießen mit ihren ekelhaften Granaten! Und ein Flieger hat sich doch nicht sehen lassen? Oder haben Sie was bemerkt, Herr Kamerad?“

„Seit Sonntag nicht, Herr Hauptmann,“ entgegnete der Leutnant Salmuth. Er kam aus dem französischen Städtchen hinter der Front, wo er Briefe aufgegeben und für die Leute seines Zuges ein paar Einkäufe gemacht hatte, die Karl Wiepke, sein unermüdlicher, stets frohgelaunter Burche in einer requirierten Tragbahre auf dem Rücken schleppte.

„Muß doch einer unter dem Gejindel sein, das hier umherlungert, der den geehrten Begnern allemal prompt die Karre



Auf der Laner. Nach dem Gemälde von W. Goldmann.

verrät! Hat sich vielleicht bei Ihnen etwas blicken lassen?"
— „Es ist nur noch der Bauer — in dem schon halb zer-
schossenen Hofe bei den drei Linden drüben — mit seiner Tochter
in der ganzen Gegend. Gute Leute, die uns zuweilen mit Tee-
wasser und manchmal fogar mit Butter und Honig versorgen.
Der Alte hängt mit einer zähen Hingabe an dem vererbten
Heimatboden. Und die Tochter hält bei ihm aus!“

„Wo kriegt er denn die unerhörten Schlemmereien her?
Sogar Honig?“ erkundigte sich Plessen, dem das Wasser im
Munde zusammenzulaufen schien. Denn obgleich er jede Art
von Entbehrungen mit gleichmäßig erscheinender Würde ertrug,
hatte er doch in diesem Augenblicke eine Fatamorgana von blü-
tenweiß gedeckten Frühstückstischen, auf denen silberne Kannen
und seines Porzellan prangte und Holsteinsche Tafelbutter mit
Marmelade und Heidelhonig um die Wette lockte.

„Den Honig erntet er selbst. Er ist Bienenzüchter. Und
die Tochter knausert nicht, auch wenn der Alte schiefse Augen
macht! Wie gesagt, vernünftige Menschen, die uns zwar nicht
lieben, aber sich in die Zeit schicken!“

„Sie meinen also, von da aus geschieht nichts?“

Der schlauke Achilles Salmuth, der in Friedenszeiten Bau-
meister war, hob nachdenklich die Schultern.

„Soweit ich die beiden beobachtet habe: nein! Die Vogel-
scheuchen vor dem Bienenhäuschen habe ich gleich zu Anfang
entfernen lassen. Rauch steigt nur kurz vor Tages aus ihrem
Schornstein oder wenn wir uns Teewasser bestellen. Und der
ist harmlos, ohne verdächtige Färbungen. Zu Hause sind die
beiden auch stets so. Also . . .“

„hm, danke Ihnen, Herr Kamerad! Der Schutz muß
also wo anders sitzen! Na, Gnade Gott, wenn ich ihn fasse, den
Himmelhund! Zigarette gefällig?“

„Danke, habe mich eben frisch versorgt. Sogar Zigarren
beim Marktender erwischt!“

„Na, na!“

„Bitte, ganz famos es Kraut!“

Und er hielt ihm seine Ledertasche mit stammer Packung
hin.

„Also, ich mache Ihnen das Vergnügen, lieber — Sal-
muth! Nicht wahr, so heißen Sie?“

Der Leutnant nickte erfreut.

„Es ist immer ganz gut, wenn man mal wieder mit der
Wurst nach der Speckseite schmeißt!“ schmunzelte der Haupt-
mann und holte sein Sturmfeuerzeug aus der Tasche. „Wenn
Sie mir zu guterletzt übrigens noch genaue Zeit angeben
können, bin ich Ihnen doppelt gut, Herr Kamerad! Ich habe
gestern abend zum ersten Male vergessen, meine Knarre auf-
zuziehen. Wirklich, was man sonst so aus Unverstand als Re-
densart zu gebrauchen pflegte: in der Hitze des Gefechts!“

Salmuth zog seine Taschenuhr, ein nicht gerade zimperlich
gebautes solides silbernes Gehäuse mit Untergehwerk und Bü-
gelaufzug.

„Fünf Uhr dreiundzwanzig nach der Uhr im Stabsbureau.
Und auf die kann man sich verlassen!“ gab Salmuth Auskunft.

„Danke!“ nickte der Hauptmann und stellte seine schmale
Stahluhr danach ein, die er an einem Lederarmband trug.

„Bisßen zu niedrig fürs Feld!“ sagte er dabei mit humor-
voller Selbstkritik. „Aber was will man machen? Was die
Frau will, will Gott! sagen die Araber. Es können meinen-
wegen auch die Perser gewesen sein! Es ist ein Geschenk meiner
Gehälfte!“

„Ich habe meine alte Rennläuferuhr wieder vorgeschickt!“ er-
zählte lächelnd der Leutnant. „Sie hat mir so manchesmal
tröstend über die langweiligen Geschichtsstunden hinwegge-
holfen. Wir hatten nämlich einen Oberlehrer, der eigentlich
immer nur in den punischen Kriegen herumturnte, obgleich
wir die Herren Hannibal und Hasdrubal und Konforten nicht
mehr ausstehen konnten. So elend hatte er uns damit über-
fütert! Und es war eine Pracht: meine Uhr und der Rebelle,
der die Stundenzeichen gab: immer in größter Uebereinstim-
mung! Das goldene Ingerium, das ich nach bestandenen Exa-
men gewissermaßen als Ehrengabe in die Prachtweste gesteckt be-
kam, habe ich zu Hause gelassen!“

„Sehr vernünftig!“ lobte der Hauptmann. „Man weiß
nie, wer einem eines Tages die Taschen revidiert! . . . Aber
hören Sie bloß, da fängt die gottverdammte Wande doch
wahrhaftig wieder an, mir die Stellung zu verlesen! Na, ich
bin vorhin ein paar Stunden auf Wohnungssuche gewesen.
Wir ziehen um! . . . Wiedersehen, lieber Freund!“

Seine Befehle schallten auf, während der Leutnant mit
seinem getreuen Wiepfe weiter wanderte. Aus einem Gehölz-
reicher Hand drangen Stimmen herüber. Wiepfe lugte ange-

regt durch das Brombeergerank am Wegrand und schmunzelte.
„Das sind unsere Berliner, Herr Leutnant!“ sagte er leise.
„Sie haben sich ein Feuerchen gemacht! Soll ich mal nachsehen,
was sie Gutes haben?“

Er hatte offenbar eine feine Nase und rechnete auf einen
kleinen Anteil.

„Nicht nötig, Herr Wiepfe. Gehen Sie nur vorauf und stellen
Sie den Korb in meinem Wigwam ab. Ich komme gleich nach!“
entschied sich Salmuth und nahm die Richtung auf die flackernden
Flammen zu.

Drei etwas verlegen dreinblickende Feldgrau erhobten sich,
als sie seiner ansichtig wurden.

„Na, Kinder, macht ihr euch einen Kaffee auf eigene Faust?“
erkundigte er sich. Aber der Duft verriet ihm, daß sich ihre Koch-
kunst mit kräftigeren Dingen beschäftigte.

Die drei schwiegen grinsend. Da kam er näher und ließ
seine Augen in den Kessel wandern, der an einer Kette aus dem
Geäst her über dem knisternden Feuer hing.

„Oho,“ sagte er dann erstaunt, „das ist ja . . .“

„Ein feindlicher Flieger, Herr Leutnant gehoramt zu
melden, der sich bis dicht an unsere Artilleriestellungen gewagt
hatte und in unsere Hände gefallen ist!“ meldete mit festem
Humor Friße Robert aus der Weddinggegend von Berlin und
Gde Burbach, ein geborener Pantofler, ergänzte ziemlich knapp:
„Am in kurzem seiner Bestrafung entgegen zu sehen!“

„Leute, wo habt ihr den Hahn her?“ fragte der Leutnant,
leise verstimmt. Er hielt darauf, daß das Verbot des Re-
quirierens ohne direkten Befehl beachtet wurde.

Daraufhin nahm der dritte der Feinschmecker das Wort:

„Wir fanden ihn vorhin hinter unsern Reservestellungen
in der Nähe der Feldbatterie, wo ihn der Lindenbauer ein-
fangen wollte. Aber er konnte ihn nicht fassen. Das Luder flog
immer ein Stück vor ihm her. Un es war nicht der erste Mal,
Herr Leutnant. Vorgestern war er ooch schon ausgekniffen. Der
olle Mann konnte einem leid tun. Da ha'm wir'n abgeschossen.
Zel meine den Hahn . . .“

„An natürlich bezahlt!“ fiel Friße Robert mit einer ge-
wissen Grobpartigkeit ein.

„Bare drei Fußzinger hat der alte Gnitschfragen dafür ein-
gefaßt!“

„Kein Geslunker, alter Freund?“ fragte Salmuth und sah
ihn scharf dabei an.

„Die reene, dreifach destillierte Wahrhaftigkeit, Herr Leut-
nant!“ beteuerte Friße und warf sich in die Brust, während die
beiden anderen zur Bestätigung winkten.

„Na, das freut mich. Dann laßt's euch schmecken! War der
Alte denn zufrieden?“

„I Gott bewahre! Er hat ganz mächtig geschumpen. Un
dabei war's die höchste Zeit. Denn die Kanonenontfels lauertens
ooch schon uff det Bühnerkriffasse!“ berichtete Burdach.

„Außerdem soll der Alte doch in seiner Klitsche bleiben!
Warum läßt er denn det Biest raus?“ bemerkte Franz Kupte,
der aus einer Gärtnerei in Tempelhof stammte.

„Es ist gut!“ erklärte nachdenklich der Leutnant. „Also:
wünsche wohl zu speisen, Herrschaften! Eine Zigarre habe ich
auch für jeden mitgebracht. Die könnt ihr euch nach der Tafel
bei mir abholen!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Det is ja der reene Festtag
heute! . . . Wenn wir uns übrigens erlauben dürften . . . die
olle Weckeruhr is bald gut!“ erklärte Friße Robert und blickte,
die Nasenflügel küstern aufblähsend, in den brodelnden Kessel.

„Danke freundlichst, Kinder! Habe aber in der Stadt ge-
schlemmt. Mehr als auskömmlich. Trozdem finde ich es riesig
nett von euch! Segenete Mahlzeit!“

Und angenehm berührt von der kameradschaftlichen Für-
sorge der drei Berliner Jungen wandte er sich auf den Weg
zurück.

2.

Die Geschichte mit dem Alten gefiel ihm nicht. Ein jäher
Verdacht war in ihm aufgestiegen, als Kupte erzählt hatte, wo
sie den Bauern getroffen hatten. War die Jagd auf den Hahn
nicht vielleicht eine gut ausgeklügelte List, mit einem harmlos
erscheinenden Vorwand aus dem Hofe zu kommen, um draussen
Umschau halten zu können? Und er vergegenwärtigte sich der
Reihe nach jede Begegnung, die sie bisher mit dem Hofbesitzer
gehabt hatten. Aber es war bei dieser Rückschau auch nicht die
Spur irgend einer verdächtigen oder nachträglich verdächtig an-
mutenden Beobachtung. Das hinderte ihn freilich nicht, den
Alten fernerhin nicht mehr aus den Augen zu lassen. Und auch
die Tochter nicht, die den Leuten gegenüber stets von einer lie-
benswürdigen Gutmütigkeit blieb, auch wenn ihr Vater diesem

oder jenem billigen Wunsch seine hartnäckige Rargheit entgegensetzte.

So manches Mal schon hatte er es beobachtet, wie sie hinter dem Rücken des Alten von ihren bescheidenen Vorräten an seine Feldgrauen abgab. Ein hübschen Speck oder Dörrfleisch kam nach mehr oder weniger langen Pausen immer wieder bei ihr zum Vorschein. Es machte ihr offenbar Vergnügen, manchmal Vorsehung zu spielen, wenn sie sich im großen und ganzen auch sehr zurückhielt und den Feinden Frankreichs trotz aller Annäherungsversuche eine kühle Sprödigkeit zeigte.

Nur an ihren lichtbraunen Augen, in denen zuweilen der Schalk aufblitzte, war es für einen Zuschauer erkennbar, daß hinter ihrer Unnahbarkeit ein ganz anderes Menschenkind wohnen mochte, das zuzeiten lustig bis zur Ausgelassenheit sein konnte. Aber war es verwunderlich, daß sie sich in diesen, wie ein Nachtgewitter über sie hereingebrochenen Verhältnissen zurückhielt und ihre innerste Natur verleugnete?

Jedenfalls hatte sie ihr ursprüngliches Urteil über die ver-

schrienen Barbaren in dem gemessenen Umgang mit seinen wackeren Muskettieren schon ganz wesentlich gemildert. Das erkannte er aus den Antworten, die sie ihm zuteil werden ließ, wenn er nach ihren Verhältnissen in Hof und Garten fragte und Erkundigungen darüber einzog, ob ihnen nicht hier oder dort ein Unrecht geschehe. Sie war ihm gegenüber immer artiger und zufriedener geworden. Und das leise Lächeln in ihren hübschen braunen Augen, der volle Klang ihrer tiefen Altstimme hatten ihn angenehm berührt.

War es anzunehmen, daß auch sie ihn hintergehen half? Er wollte es nicht glauben. Indessen sprach er sich nicht etwa selbst zur Ruhe über den einmal aufgestiegenen Verdacht! Die Augen offen zu halten war jetzt zehnfache Pflicht. Und wenn Mademoiselle Georgette auch noch so unschuldig zu lächeln mußte!

Sein Weg führte ihn an dem von feindlichen Kugeln hart mitgenommenen Vindengehöft vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

Der Wind läuft über das kahle Feld!
Ein einsig' Sterben die ganze Welt.
Was gestern noch in Gold gelobt,
Heut' ist es schon geschnitten und tot!

Die Ernte vorbeil! Die Stoppel starrt —
Auf schwärzlichem Acker sind Krähen gescharrt.
Verlorene Lehren bieten sich dar,
Für alles, was einst gesegnet war.

Und dennoch . . . Erntedankfest im Land.
Auf jedem Dorf gefaltete Hand.
Ein stammelndes Beten ringsumher,
Daß es nächstes Jahr das Gleiche wär . . .

K. von Einig.

Allerlei Wissenswertes.

Kürbisterne sind Desfrüchte.

Man darf jetzt in der Kriegszeit den inneren Teil des Kürbisses, welcher für menschliche Nahrung nicht taugt, nicht wegwerfen. Man darf aber auch nicht das lockere Fleisch ganz in das Viehfutter werfen, sondern man muß die Kerne herauslösen. Die Kürbisterne enthalten ein Fünftel bis ein Viertel des Gewichts an Öl. Würde man die Kerne mit dem lockeren Mark an die Schweine füttern, so wäre das ein Verlust; denn wenn man den Schweinen 100 Teile Nährwert gibt, geben sie nur 40 zurück. Man verwende deshalb möglichst nur Nährstoffe zum Schweinefutter, überhaupt zum Viehfutter, welche der Mensch nicht brauchen kann. Das Kürbisternefett kann aber der Mensch vorzüglich gebrauchen. Aus den geschälten Samen gepreßt, ist es klar, hellgelb oder farblos, ohne Geruch, von angenehmem, süßlichen Geschmack und sehr dickflüssig, also gerade das volkstümlich fettig oder ölig heißt. Deshalb müssen Kürbisterne getrocknet und gesammelt werden. S. v. Wam'er, Berlin.

Verwertung der Vogelbeeren, Ebereschbeeren, Elsbeeren und Mehlbeeren.

Die gemeinlich als Vogelbeere bezeichnete Frucht wächst an einem in ganz Europa und darüber hinaus verbreiteten Baum, der in der Botanik die Bezeichnung *Sorbus aucuparia* trägt. Die meist kleinen zu Dolden vereinigten Früchte sind oft glänzend rot, seltener orange oder gelb. Der Geschmack ist herbe zusammenziehend. Einige Varietäten dieses Baumes und zwar *Sorbus aucuparia* var. *rossica* und var. *moravica* (var. *dulcis horti*), haben etwas größere Früchte, die nach Eintritt des Frostes geerntet, sehr gut essbar sind und im Geschmack an Kronsbeeren erinnern. Die Vogelbeeren heißen auch Ebereschen. Es ist aber wenig bekannt, daß auch der Speierling (*Sorbus domestica*) zu den Ebereschen gehört. Die Speierlingfrüchte sind wesentlich größer als gewöhnliche Vogelbeeren, sie können birnen- oder auch apfelförmig sein und haben im reifen Zustande eine gelbrote Farbe. Als Elsbeere werden die Früchte von *Sorbus torminalis* bezeichnet. Der Baum liefert wertvolles Nutzholz. Die braunen, in der Größe der Vogelbeere gleichenden Früchte sind für den Genuß fast wertlos. Mehlbeere ist die Frucht von einem der Vogelbeere nahe verwandten Baum „*Sorbus aria*“. Die genannten deutschen Namen finden je nach der Gegend sehr verschiedenartige Verwendung, auch gibt es in den Gärten viele Abarten und Varietäten der genannten *Sorbus*. Die für den Genuß wertvollsten Früchte liefern die Varietäten *Sorbus aucuparia* var. *rossica* und var. *moravica* und var. *dulcis*. Die Ernte dieser zumeist als süße Vogelbeeren bezeichneten Früchte hat unmittelbar nach den ersten Nachfröhen im Herbst zu beginnen. Besonders empfehlenswert ist eine Marmelade, welche zu gleichen Teilen aus süßen Vogelbeeren und Äpfeln oder statt der Äpfel aus Birnen besteht. Um eine im Steinopf haltbare Marmelade zu bekommen, ist auf 1 Kilo Frucht 750 Gramm Zucker zu nehmen. Die Früchte müssen weichgekocht und durchgeseiht (durchgerührt) werden, darauf ist der Brei mit oben angegebener

Zuckermenge bis zur Marmeladenkonsistenz einzudicken. Ebenso läßt sich der Saft der Vogelbeeren mit Apfelsaft zu einem vorzüglichen Gelee verfeinern. Wer ein herbes Kompott schätzt, wird diese Vogelbeeren auch wie Kronsbeeren eingemacht gern essen. Leider sind die sogenannten süßen Vogelbeeren selten in den Gärten anzutreffen. Ein Versuch mit der gewöhnlichen Vogelbeere lehrt gar bald, daß sie zu herbe ist. Eine brauchbare Marmelade erhielt ich bei Verwendung von nur ein Zehntel gewöhnlicher Vogelbeeren auf neun Zehntel andere Früchte. Ebenso ist es mit der Verwertung der Elsbeeren und Mehlbeeren, die als nicht lohnend bezeichnet werden muß. Speierlinge werden mit Äpfeln oder Birnen vermischt, wodurch der Wein eine größere Haltbarkeit bekommt. Die für Menschen nicht genießbaren Beeren sind darum nicht wertlos. Wo nicht zu befürchten ist, daß Vögel die Beeren fortholen, da lasse man sie so lange wie möglich am Baum. Nach der Ernte werden die Früchte auf Gorden oder Kuchenbleche in dünner Lage ausgebreitet und an der Sonne oder über dem Herde getrocknet. Die getrockneten Früchte sind ein gutes Hühnerfutter, was bei der Futtermittelteuerung nicht zu unterschätzen ist. R. Weinhausen.

Wann darf sich ein Dienstmädchen verheiraten?

Eine interessante Entscheidung, wann ein sich im Dienst befindliches Mädchen verheiraten darf, soll hier mitgeteilt werden:

Ein Dienstmädchen war angeklagt, vorzeitig in gesetzwidriger Weise den Dienst verlassen zu haben. Die Verheiratete hatte sich im März verlobt, und da sie im Mai heiraten wollte, am 24. März gekündigt. Sie glaubte nun, ihre Stellung bereits am 1. April verlassen zu können, laut des Paragraphen in der Gesindeordnung:

„In allen Fällen, wo der Mietvertrag innerhalb der Dienstzeit, jedoch nur nach vorhergegangener Aufkündigung aufgehoben werden kann, muß dennoch das laufende Vierteljahr und bei monatsweise gemietetem Gesinde der laufende Monat ausgehalten werden.“

Die Strafkammer in Meßeritz verurteilte die Angeklagte. Das Mädchen legte gegen dies Urteil Berufung ein und der 1. Strafsenat des Kammergerichts verwies die Sache zur nochmaligen Entscheidung an das Landgericht mit der Begründung zurück:

„Das „laufende“ Vierteljahr im Sinne der zitierten Vorschrift sei unbedenklich dasjenige, in dem das Ereignis eintrete, das zur Kündigung führe.“

Es müßte also nachgeprüft werden, ob die Gelegenheit zur Heirat bei einem längeren Verbleiben im Dienste verpaßt werden mußte. — Werde das festgestellt, dann habe Freisprechung zu folgen.

Die besten Aerzte. Als der berühmte französische Arzt Dumoulin auf dem Sterbebette lag, sprach er zu seinen Kollegen: „Meine Freunde, ich lasse drei große Aerzte zurück.“ Jeder glaubte, einer von diesen zu sein. Als der Sterbende gebeten wurde, sie zu nennen, antwortete er aber: „Es sind — Wasser, Bewegung und Diät.“

Krone des Lebens . . . Liebe bist Du!

Zum Erntedankfest von Käthe Lubowski.

Das alte Mamsellen unterbrach endlich das Schweigen, das wohl zehn Minuten zwischen ihr und ihrem Freunde, dem grauhairigen Inspektor Kühlwetter geherrscht hatte. Mit leiser Stimme sagte sie:

„Ich hätte niemals gedacht, Kühlwetter, daß unser lieber Herr so verändert aus dem Kriege zurückkommen würde.“

Der Alte zog die buschigen Brauen hoch. „Ich dachte doch, daß wir zwei reichlich Zeit genug gehabt hätten, uns darauf vorzubereiten, Mamsell. Wenn Einer nämlich mit zwei gefunden, fixen Weinen rausgeht, und kommt dann bloß mit einem wieder . . . na, das ist denn doch wohl keine so ganz einfache Geschichte. — Besonders, wenn Einer so über alles gern auf dem Pferde gefessen hat, wie unser Herr.“

„Das habe ich jetzt ja aber gar nicht gemeint, Kühlwetter.“

„Ja, was können Sie sonst gemeint haben?“

„Nun ich's wirklich noch aussprechen? — Er hat sich ein anderes Herz mitgebracht! — Oder habe ich vielleicht wieder mal Unrecht?“

„So schnell kann ich etwas nicht merken,“ sagte der Inspektor bedächtig.

„Ich fände es besser, wenn wir auch weiter auf gut Deutsch — das heißt ehlich und offen — zusammen reden würden, Kühlwetter.“

„Dann fangen Sie schon in Gottes Namen gleich damit an, Mamsellen . . .“

Und sie begann eifrig:

„Ehen Sie, es ist gerade, als wenn er ungern zu uns zurückgekommen wäre. — Haben Sie sein Gesicht gesehen, als er runterstieg?“

„Aee . . . da hatt' ich gerade was in die Augen bekommen.“

„Ich auch . . . aber nachher doch! — Hart mag es wohl für ihn sein. Aber er hat doch auch die beiden Eisernen dafür. Er ist aber wie weit weg mit seinen Gedanken. — Minke Peters hat mal die Lungenentzündung gehabt, da sah sie auch über alles weg, als suche sie egal was. — So wie heute unser Herr. Er ist auch krank. Aber bloß innen und die Wenigsten können es merken. Er hat die dumme Geschichte und das Mädel immer noch nicht vergessen. Glauben Sie schon.“

„Fangen Sie schon wieder mit den Dumtheiten an . . .“

„Soll ich vielleicht gegen Sie unaufrichtig werden, ja? — Das mach' ich nicht. Dazu bin ich nicht sechzig Jahre alt geworden. — Er hat die da drüben“ und sie wies mit dem von Sicht gekümmten Zeigefinger geradeaus, „noch genau so gern, wie vor drei Jahren.“

„Dann wäre er ja gar kein Mann, Mamsellen.“

„Ach . . . was Sie nicht wissen! Woher kommt Ihnen bloß solche Weisheit? — Haben doch im ganzen Leben nicht den Mut gefunden, Eine, die Sie lieb hatten, zu verätzen — oder . . . es ihr auch bloß zu sagen . . .“

„Sie waren immer so stolz und schnippisch zu mir.“

„Ich? — Lieber Gott . . . Jahr um Jahr habe ich darauf gewartet, daß Sie Ihren Mund aufstun sollten. . . Na, nun wollen wir das aber lassen. — Reden wir lieber von unsern Herrn. . . Das Fräulein Mitterquitsbesitzerin Dandchen Willmann, unsere hochwohlgeborene Nachbarin, hat Schuld an seinem Unglück. . .“

„Schuld hat allein der dumme Vertrag zwischen den beiden Großvätern. — Da stand wirklich drin . . .“

Sie kannte den langen Satz auswendig und fiel ihm daher in die Rede. „So stand's:

„Der Grenzstreit zwischen Langwitz und Lanze soll nur so bebinglich dem Langwitzer Besitzer mit seinen Erträgen zugehören, als der sich an jedem Erntedankfest bequemt, aus dem Korn, das gerade darauf wächst, eine Krone binden und an den Besitzer von Lanze ausshändigen zu lassen. Das soll eine Anerkennung dafür sein, daß ich, Gottlieb Emanuel Willmann, ihm dies Stück Landes lediglich aus gutem Herzen überlasse. Sobald der aber keine Krone pünktlich ausshändig, fällt der hiermit erteilte Nießbrauch weg. . .“

„Das unser Herr also sozusagen eine Art Untertänigkeit drüben befunden mußte, hat ihn gewurmt. Zuerst haben ja auch die beiden herzlich darüber gelacht. Dann aber warfen sie sich bald vor, daß sie herzenstalt und hochmütig seien — unser Herr, der da drüben besonders . . . und nun hätte die wohl eher ihren ganzen schönen Eigennuß drangegeben, ehe sie auf die Krone verzichtete. — Und wir brauchten doch den Strich nötig für die freie Durchfahrt zum neuen Bahnhof hin. — Nicht mal Lebenswohl hat er ihr gesagt, als er gleich am ersten Mobilmachungstage in die Uniform reingestiegen ist.“

„Ob sie wohl auf eine Feldpostkarte von ihm gewartet haben mag? — Schließlich waren sie doch vor dem Erzürnen die besten Freunde zusammen.“

„Jawohl, sie hat gewartet! — Ihre frühere Kinderfrau hat es mir verraten. — Aber sehr lange wird sie sich ja wohl mit dem Schmerz über sein Schweigen nicht aufgehalten haben. . . sonst hätte sie ihn doch wohl jetzt zum Empfang irgendwas Weiches und Gutes angest. — Der Alte zwinkerte mit den Augen.“

„Ich denke, dazu muß man erst allemal sechzig Jahre werden, Mamsellen, ehe man sich auf die Weisheit versteht.“

In die feinen Fältchen des alten Mädchengesichts stieg ein verschämtes Rot.

„Werden Sie nicht anzüglich, Kühlwetter. Reden wir lieber weiter. — Also keinen Finger hat sie um ihn gerührt. Das hat

ihn niedergedrückt. — So, nun wissen's Sie . . . und ich möchte wohl für mein Leben gern wissen, was er jetzt so allein in seiner Stube tut?“

— — — Ja, was begann der Herr von Langwitz wohl, nachdem er dreizehn Monate seiner Scholle hat fernbleiben müssen?

Er hatte den Kopf in die Rechte gestützt und sah unbeweglich da. Und hatte wirklich kein Empfinden für den Zauber der wiedergewonnenen Heimat — sondern lediglich eine tiefe, gehrende Bitterkeit und diese galt in diesen Augenblicken nicht etwa dem Sturm auf Nowo, der ihm auch den einen Fuß gefoßet hatte . . . sondern wirklich und wahrhaftig dem stolzen, herrschfüchtigen Mädchen, das auf ihr Recht pochte. . .

Gerade, weil er sie einst so lieb gehabt hatte, wollte er auch ihr Herr sein, ehe er sich zu ihrem Diener machte. — Dies war aber bei ihrer Veranlagung eine Unmöglichkeit! Sie war zu früh auf den Herrscherthron gehoben von einem harten Geschick, das ihr schon im zarten Kindesalter die schöne liebeswarme Mutter und nach Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres, aus der Mütze der Kraft, den schneidigen Vater geraubt hatte. Seitdem bewirtschaftete sie mit Hilfe eines tüchtigen Beamten das große Gut allein weiter.

Und bewies schließlich, daß sie wie ein kluger Mann zu arbeiten und auch zu handeln verstand. Als dem Langwitzer Herrn zum ersten Mal diese Erkenntnis aufging, bäumte sich die starke liegegeborene Männlichkeit dagegen auf. Er wollte sie beherrschen! — Und begann sogleich, um ihr seine Macht zu beweisen, mit der Forderung, daß sie ihm den dummen Brauch der Erntekronenabgabe am Erntedankfest erlassen müsse. Denn es schade sich für ein Weib nicht, daß es die gleichen Rechte in Anspruch nähme, wie dies ein Mann, der einzig als Besitzer von dem Aehn gedacht sei, könne.

Das entfachte ihren Widerspruch und alle Härte zu herllen Flamme! Sie sah plötzlich den Gegner in ihm, der sie heimlich verpötte und nicht für voll ansah. Ihm das Gegenteil zu beweisen, sollte fortan ihre vornehmste Pflicht sein!

— — — Nach diesem Vorfall begann denn auch sogleich der heimliche Krieg zwischen ihnen! — Er aber brauchte, wie schon vorher die alte Mamsell richtig betont hatte, den fraglichen Selbststolz zu nötig, um ihn entbehren zu können. Darum mußte er ihr auch nach wie vor den Tribut der Untertänigkeit — die goldene Erntekrone — an jenem Dankfestsonntag — herüberreichen.

Dabei vermochte er es nicht, sie aus seinen Gedanken — wie er es sich so oft vorgekommen hatte, zu streichen. Wenn die Schlacht am härtesten getobt hatte und der Tod am nächsten war, erstand ihm ihr Bild. Sie selbst aber sollte niemals ahnen, wie es in seiner Seele ausbrach. Er würde wenigstens über sich und seine Gefühle bis zum letzten Augenblick der Herr bleiben!

In heiser Arbeit liefen die Tage dem Herbst entgegen! Der Langwitzer Herr verkaufte das immer noch für ihn gehegte Pferd und benutzte fortan nur den leichtsten Sanddickneider übers Feld!

Einmal sah er die, um welche er soviel gelitten, stolz und schlant auf ihrem Schimmel in der Ferne auftauchen, und ritz so bestig an der Zügel des Schwarzen, daß der einen Seitenprung machte und den Wagen fast herumriß.

Und der Tag des Erntedankfestes kam wie jeder andere auch näher!

Er lachte bei sich. Kühl und ruhig gab er am Sonnabend zuvor seine Befehle ab:

„Daß auch nicht die Krone vergessen werde, Kühlwetter! — Mittags 12 Uhr hat sie laut Vertrag drüben in Lanze zu sein.“

In dieser Nacht aber schlief er keinen Augenblick! Eine Qual brannte in ihm. Er meinte nicht anders, als daß es der lodrende Grimm sei, weil er sich wiederum von einem Mädchen habe zwingen lassen müssen.

Es war aber etwas ganz anderes!

Nun war der Sonntag des Erntedankfestes gekommen!

Eine Feier wie sonst fand diesmal nicht statt. Draußen standen die Brüder ja noch mit dem Schwert in der Hand . . . und wer hätte zu dem hier auch feiern und . . . tanzen sollen.

Es war gegen 8 Uhr an jenem Sonntagmorgen, der dem Danken geweiht war, als er an das lange, einsame Leben dachte, das nun vor ihm lag.

Und ihm war, als sei er nicht stark genug, dies bis ans Ende durchzuhalten. Er dachte an den Traum, den er lange Jahre gesponnen hatte und an sie, die so innig mit ihm verbunden gewesen war, daß er sich die Zukunft ohne sie einfach nicht denken konnte. Und sehnte sich unbeschreiblich nach ihr. Aber der Schwur saß fest in seiner Seele:

„Lieber soll meine Rechte verdorren, ehe ich sie ihr zuerst entgegenhalte.“

Da war es plötzlich, als ging hinter seinem Rücken die Tür auf. Er wandte sich nicht herum. Es war sicherlich die alte Mamsell, welche ihren Herrn etwas fragen wollte. Aber endlich mußte er doch den Kopf wenden, denn er merkte, daß die leisen Schritte nicht weiter kommen wollten. — In dem nämlichen Augenblick stieß er auch schon einen gurgelnden Laut aus, wollte aufspringen und vermochte es doch nicht, weil ihm sein Stuhl entglitten war. . .





Beim Frühstück im Marineheim zu Blankenberge.

Da neigte sich eine schlanke Gestalt und reichte ihm entgegen ... Und es war wie ein leichtes demütiges Nauschen vor seinen Ohren. ... Dann ein Lachen, das aber im Grunde genommen ein heißes Aufschluchzen war. ... Und dann ein paar Worte ... gesammelt ... hervorgebeint.

„Ich komme um heute die Erntekrone zu bringen. — So soll es jetzt bleiben! ... Ich will sie Ihnen immer binden ... und ... nicht Sie ... mir.“

Er sprach nicht. — Er sah sie nur an ... fragend ... Da glitt die rauschende Krone auf den Teppich zu seinen Füßen nieder. Die goldene Sonne verflocht sich schüchtern. — Heiligste Stille verpöb den fernem Klang der Kirchenglocken zu einem jubelnden Feierklang. Der Mund der ehernen Glocken predigte die alte köstliche Weisheit: „Krone des Leben ... Liebe bist Du ...“

Und sie wußten beide, daß sie sich diese Krone fortan im hellsten Glanze erhalten würden, solange sie atmen dürften!

Der Mutter Name.

Roman von Otto Elster.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der alte Freiherr von Hattingen, Majoratsherr auf Groß- und Klein-Hattingen, war in der Familiengruft in der Kirche von Groß-Hattingen beigesetzt. Fast achtzig Jahre war er alt geworden, und trotzdem er ein reichbegüterter Mann war und am Großherzoglichen Hofe ein hohes Hofamt bekleidet hatte, das ihm den Titel Excellenz und viele hohe Orden eingebracht, war er doch kein glücklicher Mensch gewesen. Viel Unglück mußte er dulden in seinem langen Leben; Frau und Töchter waren vor ihm gestorben, und vor mehreren Jahren mußte er noch den Tod seines einzigen Sohnes und Erben Eberhard beklagen, der mit dem Pferde stürzte und sich das Genick brach. Er war auf der Stelle tot gewesen. Das hatte auch die Lebenskraft des alten Barons gebrochen; er lebte noch einige Jahre still für sich, bis auch er sich zum ewigen Schlummer niederlegte. Jetzt ruhen beide, Vater und Sohn, in der dunklen Gruft der alten Dorfkirche von Groß-Hattingen, die ein Vorfahre von ihnen im sechzehnten Jahrhundert errichtet und in der alle Männer und Frauen des alten Geschlechts ruhten — eine lange Reihe von vier Jahrhunderten.

Das große Trauergefolge hatte sich zerstreut. Die Herrschaften, die von nah und fern gekommen waren, um dem alten Herrn die letzte Ehre zu erweisen, waren fortgefahren; auch der Vertreter seiner königlichen Hoheit des Großherzogs benutzte den Schnellzug, der Groß-Hattingen berührte, um nach der Residenz zurückzukehren — still und verlassen lag Schloß Hattingen da, umrauscht von den hundertjährigen Bäumen des Parkes.

Aber ein neues Leben sollte in den stillen Räumen des weißläufigen Schlosses entstehen, denn der neue Herr war bereits mit seiner Familie eingezogen und hatte das Erbe des Verstorbenen übernommen.

Felix von Hattingen, ein Nefse des Verstorbenen, hatte bis vor wenigen Jahren wenig Aussicht, Majoratsherr auf Groß- und Klein-Hattingen zu werden. Er lebte in bescheidenen Verhältnissen als Oberleutnant in einem Infanterie-Regiment an der Ostgrenze des Deutschen Reiches, hatte eine Frau geheiratet, die ihm gerade das Kommißvermögen zubrachte, und dachte nicht daran, einst in Reichthum und Ueberfluß leben zu können. Da starb sein Vetter Eberhard eines plötzlichen Todes und er wurde der Erbe des Majoratsherrn von Groß- und Klein-Hattingen! So lange der alte Herr lebte, kümmerte er sich freilich wenig um seinen Erben — er ließ ihm durch seinen Bankier eine Rente zahlen — das war alles. In persönlichen Verkehr trat er mit ihm nicht. Nur als er sein Ende nahe fühlte, ließ er Felix bitten, zu kommen — da er ja doch einmal sein Erbe sei.

Und nun ruhte der alte Herr in der Familiengruft, und Felix von Hattingen, der arme Infanterie-Oberleutnant, war Besitzer von Groß- und Klein-Hattingen, einem Domanium von zehntausend Morgen Acker, Wiesen und Wald!

Felix bewohnte während der letzten Krankheit des alten Herrn die Zimmer seines so plötzlich verstorbenen Sohnes. Sie befanden sich noch in demselben Zustand, in dem sie Eberhard vor dem verhängnisvollen Spazierritt verlassen. Auf dem Schreibtisch lagen noch die letzten Briefe, die er empfangen; auf dem Sopha-Tisch die letzten Bücher, in denen er gelesen. Der Gewehrschrank enthielt noch seine Flinten und Büchsen, und im Schlafzimmer hing noch seine Garderobe, die Friedrich, der greise Diener des alten Barons, in Ordnung hielt.

Auch jetzt, nach der Beisetzung des alten Barons, hatte sich Felix in diese Zimmer zurückgezogen. Er stand am Fenster,

von dem man einen Ueberblick über den Wirtschaftshof hatte, und sah in Gedanken versunken, dem Kutscher zu, der die Pferde des Wagens ausspannte, welcher den Vertreter des Landesherren zur Bahn gebracht hatte.

Friedrich, der alte, fast siebzigjährige Diener, trat ein und räusperte sich leise.

„Sie sind es, Friedrich — wünschen Sie etwas?“

„Verzeihen Herr Baron,“ entgegnete der Alte, „ich bringe nur die Schlüssel zu dem Schreibtisch und den Schränken des jungen Herrn — Herr Baron werden jetzt hier wohl aufräumen lassen — Herr Baron werden doch jetzt hierbleiben ...“ setzte er lauernd hinzu.

„Ja, das werde ich. Ich übernehme das Erbe meines Onkels als eine Pflicht, mein alter Freund. Ich habe es im Interesse der Familie zu verwalten und es einst meinen Erben in demselben Zustand zu übergeben, wie es auf mich gekommen ist. Ich hoffe, ich werde meine Pflicht treu und gewissenhaft erfüllen können.“

„Herr Baron haben ja schon einen Erben ...“

„Ja, meinen kleinen Felix! — Aber, alter Freund, wer weiß, was in der Zukunft Schöffe ruht. Auch mein Vetter Bernhard hoffte das Erbe antreten zu können. Ich habe nie daran gedacht.“

„Ja, so geht's im Leben,“ seufzte der alte Diener auf, während seine Augen einen forschenden Seitenblick auf den Baron warfen.

„Ich weiß Ihre Treue gegen meine Verwandten voll zu würdigen, Friedrich,“ fuhr der neue Majoratsherr fort, indem er dem Alten die Hand auf die Schulter legte. „Wollen Sie auch ferner in meinem Dienst bleiben, so werde ich es Ihnen danken. Wollen Sie sich aber zur Ruhe setzen, so will ich für Sie sorgen. Das Testament meines Onkels macht es mir zur Pflicht.“

„Wohin soll ich gehen, gnädiger Herr?“ fragte der alte Diener. „Hier bin ich alt geworden — hier ist meine Heimat — ich möchte hier sterben ...“

„Von Sterben wollen wir noch nicht sprechen, Alterchen. Sie sind noch sehr rüstig mit Ihren siebzig Jahren. Also dann bleibt alles beim alten. Nur können Sie sich mehr Ruhe gönnen, da ich meinen Diener mitgebracht habe, der Ihnen die schwerere Arbeit abnehmen soll. Ich bitte Sie nur, bei Tisch weiterhin aufzuwarten.“

„Herr Baron sind sehr gütig ...“

„Und nun gehen Sie! Sagen Sie der gnädigen Frau, daß sie mich in einer Stunde zum Tee erwarten könne. Ich will hier erst einmal etwas Ordnung schaffen.“

„Sehr wohl, Herr Baron — hier sind die Schlüssel.“ ... Er legte das Schlüsselbund auf den Tisch und entfernte sich mit leisen Schritten, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, die Augen scheu niederschlagend.

„Ein seltsamer alter Burfsche“, dachte der Baron. Dann nahm er die Schlüssel.

Ein eigenes Gefühl durchschauerte ihn, wenn er daran dachte, daß er den Nachlaß seines Veters durchsuchen sollte. Den Nachlaß seines Onkels hatte der Notar und Testamentsvollstrecker, Justizrat Romberg, geordnet; das war alles geschäftsmäßig abgemacht, Geheimnisse gab es da nicht; der alte Herr hatte in den letzten Jahren seines Lebens mit seinen persönlichen Erinnerungen ausgeräumt, Briefe und Dokumente waren in das Familienarchiv gewandert, es blieb nichts zu ordnen übrig.

Anders stand es um den persönlichen Nachlaß Eberhards. Keine ordnende und sichtigende Hand hatte sich mit ihm be-

schäftigt; Alles lag und stand noch so, wie es der Verstorbene am Tage seines Todes verlassen, und Felix fiel nun die Aufgabe zu, hatte Ordnung zu schaffen.

Er hatte seinen Vetter kaum gekannt. Er wußte nur, daß Eberhard nach kurzer Dienstzeit in einem Garde-Regiment weite Reisen unternommen, da er sich mit seinem Vater nicht recht stellen konnte. Nur die letzten Jahre war er daheim geblieben und hatte sich eingehend um die Bewirtschaftung des großen Besitzes gekümmert. Mit seinem Vater schien er sich jedoch nur oberflächlich ausgeföhnt zu haben.

Daß war alles, was Felix von den Verstorbenen wußte, mit dem er niemals in nähere persönliche Berührung gekommen war.

Er setzte sich an den Schreibtisch und sah die Briefe, die dort lagen, durch. Sie enthielten nichts Besondere — Rechnungen, Einladungen und dergleichen; sie konnten vernichtet werden, und Felix warf sie in das Feuer des Kamins.

Dann schloß er die Schubladen des Schreibtisches auf.

Auch hier eine Menge Briefe, die Felix flüchtig durchsah und dann in ein Paket zusammenschnürte, während er andere, die ihm besonderen Inhalt hatten, dem Feuer überantwortete.

In einer Schublade lag ein Heft mit der von der Hand Eberhards geschriebenen Aufschrift: „Tagebuch während meiner Reise durch England und Schottland.“

Es war ein dickes Heft. Felix legte es zurück, um es gelegentlich zu lesen.

Dann nahm er ein zusammengeschnürtes Bündel Briefe in die Hand, auf dem die Aufschrift stand: „Von meiner lieben Elisabeth.“ Dahinter war ein † gemalt und ein Datum, das mehrere Jahre zurücklag.

Sollte Felix die Briefe öffnen? Sie rührten augenscheinlich von einer Geliebten Eberhards her, die er in England kennen gelernt hatte. Sie waren teils englisch, teils deutsch geschrieben.

Felix zögerte. Sollte er sich in dieses Herzensgeheimnis des Verstorbenen drängen? Sollte er die Briefe nicht samt dem Tagebuch versiegelt dem Familienarchiv übergeben? Doch da fiel sein Blick auf einen Satz — auf ein Wort des zu oberst liegenden Briefes, das seine Wißbegierde reizte. Er löste das Band, das die Briefe zusammenhielt und begann zu lesen, und je weiter er las, um so ernster wurde sein Gesicht, seine Wangen röteten sich, und als er alle Briefe gelesen, da stützte er die Stirn in die Hand und seufzte schmerzlich auf. So saß er lange Zeit, die Augen finstern auf die Briefe gerichtet, die von dem kurzen Liebestraum des Verstorbenen berichteten, von überströmender Leidenschaft — von Irrtum und Fehle — von Reue, der nun keine Sühne mehr folgen konnte. Tot war sie, deren Hand diese zärtlichen Briefe geschrieben, tot er, an den sie gerichtet waren.

Nach einiger Zeit nahm Felix das Tagebuch des Verstorbenen zur Hand und begann zu lesen. Er vergaß darüber ganz die Zeit und schredte empor, als der alte Friedrich eintrat und sich diskret räusperte.

„Was gibts?“ fuhr Felix auf.

„Die gnädige Frau Baronin läßt daran erinnern, daß der Tee serviert sei,“ meldete Friedrich.

„Ach ja — das hab' ich ja ganz vergessen,“ sagte Felix, sich erhebend. „Ich komme sofort.“

Friedrich entfernte sich, einen forschenden, lauernden Blick auf die Papiere werfend, die auf dem Schreibtisch lagen. Ein leises Lächeln umspielte dabei seine eingefallenen Lippen.

Eine kleine Weile stand der Baron da, in düsterem Sinnen die Augen auf die Briefe gerichtet. Seine Hände spielten nervös mit dem eisernen Brieföffner, und seine Augen blickten ab und zu nach dem Kamin, in dem das Feuer hell aufloderte und leise knisterte, als sicherten lockende Teufelchen in den Flammen.

Tief und schwer atmete er auf. Dann schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben; erpackte die alten Briefe und das Tagebuch fest zusammen, verschnürte und versiegelte das Paket und schob es in das hinterste Fach des Schreibtisches zurück, den er verschloß.

„Ich habe die Erbschaft übernommen,“ flüsterte er, „und ich werde sie unseren Vorfahren würdig verwalten zum Besten unserer Erben — möge mir der Allmächtige seinen Segen dazu verleihen. Die Zukunft mag entscheiden, ob ich recht gehandelt habe.“

Er versenkte die Schlüssel des Schreibtisches in seine

Tasche, sah sich noch einmal suchend in dem Zimmer um und entfernete sich dann in straffer, stolzer Haltung.

Er war eine schöne, männlich-kraftvolle Erscheinung. Ganz ein Sohn des alten Geschlechts, dem er entsprossen und das seit langen Jahren wegen seiner Kraft, seines Stolzes, seines Mutes und seines edlen Herzens bekannt, geliebt und geachtet war. Die Uniform, die er noch trug, hob seine kraftvolle Gestalt in vorteilhafter Weise; sein vornehm und charakteristisch geschnittenes Antlitz zeigte einen ernsten und doch milden Ausdruck; wenn er lächelte, dann schien heller Sonnenschein über seine Züge sich zu verbreiten, und in seinen dunklen Augen leuchtete es wie von verhaltener Lebenslust auf. Die scharfgeschnittene Nase war etwas gerötet — spottlustige Kameraden behaupteten, das rühre von der Vorliebe des Barons für eine gute Flasche Rotweins her, und in der Tat war diese Vorliebe auch die einzige Schwäche, welche Felix von Hattungen besaß.

Mit raschen Schritten begab er sich in den Salon, wo seine Gattin ihn erwartete. Sie saß mit ihren beiden Kindern Felix, dem achtjährigen Knaben, und Gertrud, dem fünfjährigen Töchterchen, neben dem Kamin und begrüßte ihren Gatten, in dem sie ihm lächelnd die feine, schlanke, weiße Hand entgegenstreckte.

„Du hast uns lange warten lassen, lieber Mann,“ sagte sie freundlich. „Der Tee wird zu stark geworden sein. Ich muß frischen machen.“

Er küßte ihr die Hand.

„Verzeih, mein Schatz,“ entgegnete er. „Ich hatte mich in alte Papiere versenkt und vergaß darüber die Zeit.“

Die Baronin erhob sich.

„Darf ich Dir denn jetzt eine Tasse Tee reichen?“

„Ja — bitte —“

Sie zündete die Spirituslanze an, die auf einem Nebentisch stand, während der Baron sich in einen Sessel niederließ und seine beiden Kinder zu sich heranzog.

Felix versprach ganz sein Ebenbild zu werden; schlant und kräftig, mit dunkel gelocktem Haar und braunen Augen, während die kleine Trude der feinen, zarten Mutter gleich mit ihren blonden Locken und blauen Augen.

„Nun, Kinder, wie gefällt es Euch hier?“ fragte er, der kleinen Trude zärtlich den blonden Scheitel streichelnd.

„Sehr gut, Papa,“ entgegnete Felix lebhaft. „Die Pferde sind sehr schön — nur möchte ich einen Pony zum Reiten haben.“

„Ich auch, Papa,“ meinte Klein-Trude wichtig.

Der Baron lachte.

„Wir wollen sehen, was da zu machen ist, Kinder,“ entgegnete er. „Aber ein bißchen größer müßt Ihr schon werden.“

„Ach,“ machte Felix, „Friedrich hat mir gesagt, daß Onkel Eberhard schon mit sechs Jahren einen Pony gehabt hat.“

„Also hast Du schon Freundschaft mit dem alten braven Friedrich geschlossen?“

„Ja, Papa — er kann so schön erzählen.“

„Ich habe nichts dagegen, daß Ihr Euch mit dem alten Mann anfreundet,“ sagte der Baron. „Er ist ein treuer Diener des Verstorbenen gewesen. Fünfzig Jahre ist er hier im Hause. — Aber nun geht, Kinder — meinerwegen zu dem alten Friedrich — ich habe mit Mama zu sprechen, was Kinder nicht zu hören brauchen.“

Er küßte Klein-Trude und strich dem Knaben über den duntellockigen Scheitel. Dann sprangen die Kinder davon. Der Baron versank in Nachdenken. Erstaunt beobachtete ihn seine Gattin, wie er da in sich versunken dastand und in die Flammen des Kamins starrte. Dann trat sie auf ihn zu und legte ihm die Hand leicht auf die Schulter.

„Was ist Dir, Felix?“ fragte sie. „Bist Du ermüdet? — Es waren allerdings anstrengende Tage . . .“

Er raffte sich auf.

„Verzeih — nein, ich bin nicht müde — nur ging mir ein Gedanke durch den Kopf, der mir bei Durchsicht der alten Briefe meines verstorbenen Veters Eberhard gekommen ist. Ich wollte mit Dir darüber sprechen, aber ich weiß nicht recht, wie ich beginnen soll . . .“

„Sprich Dich nur offen aus, lieber Mann,“ entgegnete die Baronin freundlich. „Du weißt doch, daß Du mir alle Deine Sorgen anvertrauen kannst und sollst — ich bin ja Deine Frau — Dein Lebenskamerad —“ setzte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihr zartes Antlitz noch mehr verschönte.

(Fortsetzung folgt.)

Die aus Feindesland Ausgewiesenen und Vertriebenen,

die ihre Schadenansprüche nach Erreichung der Heimat oder gastlichen neutralen Bodens an den zur Entgegennahme dieser Meldungen eingekerkerten Stellen geltend machen, haben, wie wir hören, vielfach die mündlich und schriftlich an sie gerichtete dringende Bitte unbeachtet gelassen, jeden Wechsel ihres Aufenthaltsortes oder auch

Anmeldungen usw. als unbestellbar zurückgekommen sind und alle Ermittlungen des derzeitigen Aufenthaltsortes der Antragsteller erfolglos blieben. Allen Beteiligten, die ihre Wohnung oder ihren Aufenthaltsort seit Aufgabe oder Einlieferung ihrer Schadenmeldung gewechselt, der für die Behandlung oder Weiterleitung ihrer

Von neuem ruft das Vaterland

zum Kampf in der Heimat!
Auch dieser Kampf muß gewonnen werden.
Die letzte Hoffnung der Feinde: uns finanziell niederzuringen — werde zerschanden! Deshalb muß jeder Deutsche Kriegsanleihe zeichnen, soviel er kann — auch der kleinste Betrag hilft den Krieg verkürzen! Kein Deutscher darf bei dem Aufmarsch der Milliarden fehlen!

Auskunft erteilt bereitwilligst die nächste Bank, Sparkasse, Postanstalt, Lebensversicherungsgesellschaft, Kreditgenossenschaft.

der Wohnung den Stellen, bei denen sie ihre Schadenansprüche angemeldet, sofort mitzuteilen. Die Folge dieser Unterlassung ist, daß an den Meldestellen, so z. B. in der vom Verein für das Deutschtum im Ausland eingerichteten Beratungsstelle für kriegsflüchtige Auslandsdeutsche (Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 105, Ecke der Ansbacher Straße) eine nicht geringe Zahl von Verhandlungsschriften lagert, deren Bearbeitung und Weiterleitung unmöglich geworden ist, weil Rückfragen, Zustellungen oder Bitten um Ergänzung der

Kriegschadenanmeldung zuständigen Stelle von diesem Wechsel bisher jedoch keine Mitteilung gemacht haben, raten wir daher, wofern sie ihre Ansprüche noch aufrechterhalten, das Versäumte bald nachzuholen. Wer aber seine Ansprüche inzwischen noch an einer anderen Stelle angemeldet hat, tut gut, der zuerst in Anspruch genommenen Meldestelle hierbon Mitteilung zu machen, damit nicht ein und dieselbe Sache an zwei oder gar drei Stellen bearbeitet werde.

